



50 Jahre James Bond

scan by





Thomas Osterkorn,
Chefredakteur

50 Jahre James Bond: so cool wie eh und je

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

was haben Winnetou und James Bond gemeinsam? Sie eroberten ungefähr zur gleichen Zeit, nämlich Anfang der 60er Jahre, die Kinoleinwände und gehörten zu den Helden meiner Kindheit. Doch während der Indianerhauptideal heute bei den Karl-May-Festspielen in Bad Segeberg jeden Sommer vor Touristen um sein Gnadenbrot kämpfen muss, hat Agent 007 noch immer die weltweite Lizenz zum Töten und ist so cool wie eh und je. James Bond hat jeden Zeitgeist und alle Moden unbeschadet überstanden. Er ist mittlerweile die erfolgreichste Filmfigur aller Zeiten. Woran liegt das?

Sein Erfinder, der britische Journalist und Geheimdienstagent Ian Fleming, zielte bei seinem Publikum erklärtermaßen auf die Körperregion „zwischen Solarplexus und Oberschenkel“, also den Bauch und ein kleines Stück tiefer. Die geniale Mischung aus „blondes and bombs“, aus Frauen und Waffen, Schurken und Autos, exotischen Schauplätzen und populärer Musik verfehlt ihre Wirkung bis heute nicht. Die filmische Umsetzung war von Beginn an ein

Schlüssel zum Erfolg: In Zeiten, als sich Männer noch nicht die Brust rasierten, war Sean Connery als erster James Bond die Idealbesetzung. Einem Kerl, der es sogar geschafft hat, Goldfingers lesbische Pilotin Pussy Galore zu verführen, traut man alles zu: nicht nur die Verteidigung der englischen Krone, sondern die Rettung der gesamten westlichen Welt. James Bond, da können sich seine Fans verdammt sicher sein, hätte nie zehn Jahre gebraucht, um endlich Osama bin Laden zu finden. Bond schafft so etwas in gut 100 Filmminuten.

Der *stern* hat den Aufstieg des Doppelnull-Agenten von Beginn an journalistisch begleitet. Zum 50. Geburtstag des ersten Bond-Films bringen wir jetzt diese Edition heraus. Ein zum Äußersten entschlossenes Team von *stern*-Spezialagenten hat die Geschichte von James Bond, der 23 Filme, der Schauspieler, der Tricks und der Mythen recherchiert und mit den besten Bildern für diese Sonderausgabe zusammengestellt. Zum Blättern und Lesen empfehle ich einen Wodka-Martini, geschüttelt, nicht gerührt.

*Besticht der
James Bond*



stern Nr. 34/1964:
Ian Flemings Roman „Goldfinger“ erschien damals auf Deutsch im *stern* als Serie



stern Nr. 13/1973:
Roger Moore übernahm die Rolle, der *stern* erklärte den neuen Bond-Typ



stern Nr. 47/2002:
Mit „Stirb an einem anderen Tag“ feierte 007 sein 40-jähriges Jubiläum. Der *stern* feierte mit

LEBENSILF MIT
JAMES BOND. FOLGE 1:
MEDIEN

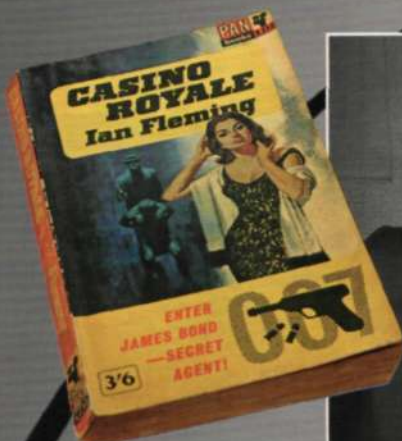
„Informationen
verlängern
das Leben“

(„Der Spion, der mich liebte“)

6

„Bond. James Bond“

Sean Connerys erste Szene in „Dr. No“ und andere unvergessliche Momente eines aufregenden Agentenlebens



50

Mit „Casino Royale“ ...

... fing 1953 alles an. Die Erfolgsgeschichte von Ian Fleming (Foto) und seiner Romanfigur, die zum Kinomythos wurde

For Your Eyes Only



64

All inclusive

Übersichtlich und überparteilich: das Wichtigste über die 23 Bond-Filme plus Bewertung

74

Bikini, ah, toll

Seit Ursula Andress 1962 in „Dr. No“ aus den Fluten stieg, hatte 007 alle Hände voll zu tun. Aber nicht alle Bond-Girls waren pflegeleicht



Editorial 3

Bilder von einem Kerl

50 Jahre James Bond: einzigartige Momente einer turbulenten Filmkarriere 6

Born To Be Alive

Wie 007 auf die Welt kam und auf der Leinwand unsterblich wurde 50

Reden wir über sechs

Kurz und schmerzlos: die James-Bond-Darsteller im Schnelldurchlauf 62

So ist die Lage

Keine Gefangenen: alle James-Bond-Filme in der Manöverkritik 64

Das wird immer Dollar

„Feuerball“ ist der erfolgreichste Bond aller Zeiten und andere Erkenntnisse aus dem Reich der Zahlenhuberei 72

„Oh, James ...“

Häschen und Emanzen: Was wäre das anstrengende Agentenleben ohne Bond-Girls? 74

Im Bett mit Sean Connery

... aber nur fast: Schauspielerin Iris Berben erinnert sich an ihr Vorstellungsgespräch für eine Rolle als Bond-Girl 82

Gesetzlos regierungstreu

Filmwissenschaftler Georg Seeßlen über das Popkultur-Phänomen James Bond 84

Mobil-Machung

Röntgenblicke in die Bond-Autos Aston Martin DB5 und Lotus Esprit 90

Ziemlich formelhaft

Magnetuhren, Fallstudien, Lakritz-Seile: Physikprofessor Metin Tolan erklärt, was bei Bond nicht funktionieren kann ... 94

„Ich erwarte, dass Sie sterben, Mr Bond!“

Alle Bösewichter chronologisch auf einen Blick – und gnadenlos beurteilt ... 96

Charakter-Fest

M, Q, Bambi & Klopfer: gute Seelen und schwarze Schafe der Bond-Familie 98

Einstiegsdrogen

Der Grafikdesigner Maurice Binder und seine psychedelischen Vorspanne ... 102

Notenwendig

Der Musikwissenschaftler und TV-Entertainer Götz Alsmann über den unvergleichlichen Bond-Sound104

Bond & Kleid

Mit ihm kam die Rettung der Welt in Mode: die Stilikone James Bond108

„Kommen Sie näher, ich nuschle“

Hat schon Spaß gemacht: Roger Moore im Gespräch114

Der Spion, den sie liebte

Die *stern*-Autorin Ulrike Posche verrät, warum sie eine Schwäche für einen gewissen Herrn vom MI6 hat118

Die Tiefe des Raums

U-Boote im Tanker und Raketen im Vulkan: die großartigen Kulissen des Set-Designers Ken Adam120

Einfach reingeschliddert

Mit Politik sollte Bond eigentlich nichts zu tun haben. Das war allerdings schwieriger als geplant124

Ein Quantum nicht bei Trost

Wie Neil Connery seinem großen Bruder Konkurrenz machte. Und andere Bond-Parodien128

Der ist schon eine Marke

Uhren, Whiskas, Wodka: Bond-Filme sind immer auch eine Werbesendung ..132

Souvenirs, Souvenirs

Klebstoff, Bier, Raketenrucksack: kitschige und teure Sammlerstücke136

Schussfahrten

Schnee-Action: Willy Bogner erzählt, wie er 007 aufs Glatteis lockte140

„Eher so etwas wie Faktion“

Der Geheimdienstexperte Stephen Dorril über Bond und die Realität142

Eine Tarantel namens Belinda

50 streng geheime Dinge, die Sie über Bond noch nicht wussten144

Lesen und sterben lassen

Die besten Bond-Bücher146

Impressum146

136

Memorabilia

Schon kurios, was mit James Bond so alles verkauft wurde



90

Hier bitte nicht draufdrücken

Liebevoll im Detail: Wie die Tricks bei Bonds Aston Martin und Lotus funktionieren



114

„Ich war billig zu haben“

... begründet Roger Moore in unserem Interview, warum er die Bond-Rolle bekam. Privat ist er übrigens eher der konfliktscheue Typ. Sagt seine Frau



98

Heimliche Helden

Sie spielten zwar nicht die Hauptrolle (wie Harold Sakata als Oddjob), blieben aber trotzdem in Erinnerung



120

Think big!

Wenn der Set-Designer Ken Adam ins Fantasieren kam, wurde es gigantisch. Wie hier in „Der Spion, der mich liebte“





Sein Name ist Bond, James Bond

50 Jahre im Dienst

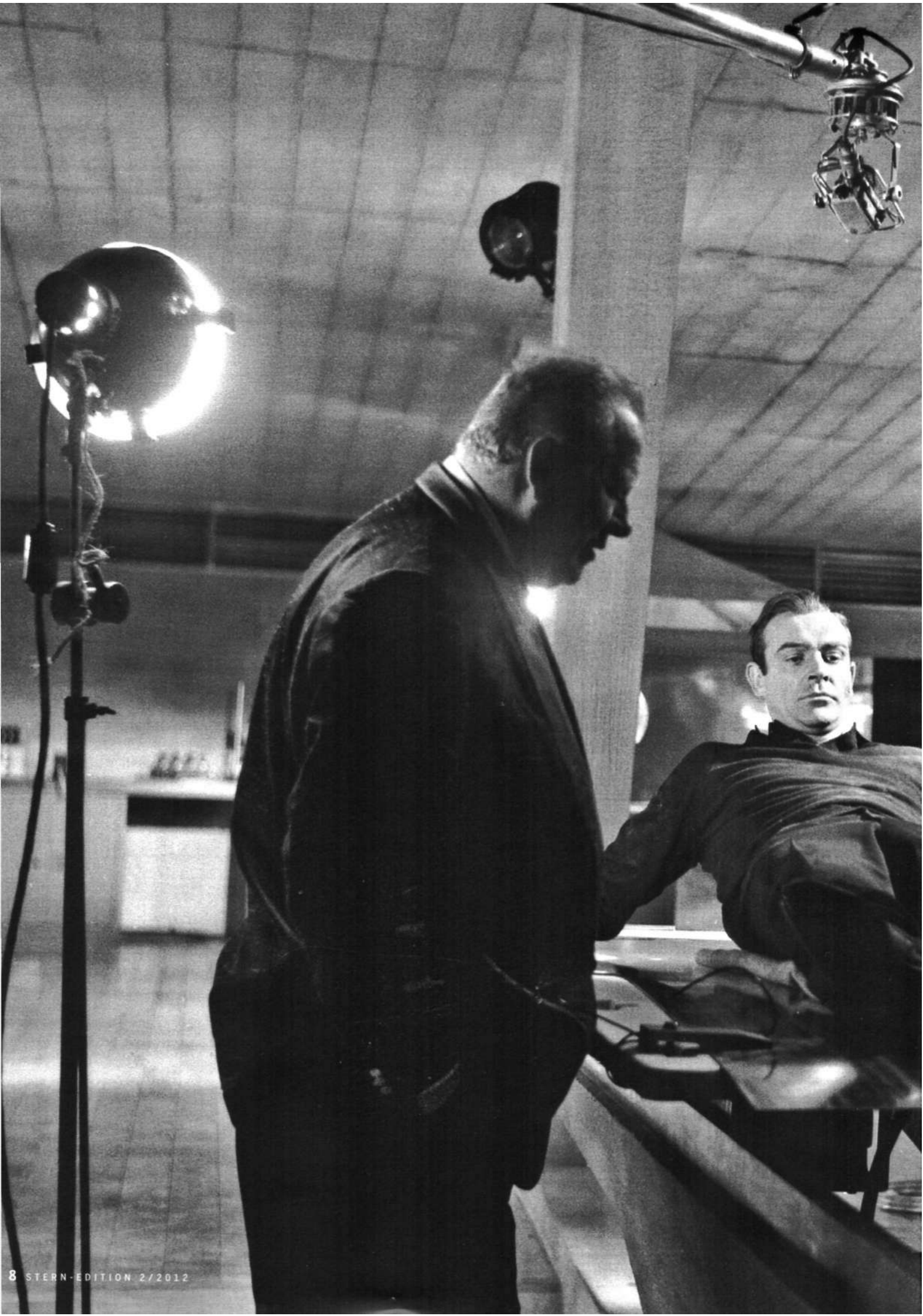
Szenen einer abenteuerlichen Karriere

„Good evening,
Mr Bond.“ Queen
Elizabeth II (die
echte) wird am
27. Juli 2012 von
ihrem berühmtesten
Staatsdiener aus
dem Buckingham-
Palast abgeholt.
Anschließend fliegen
die beiden im
Hubschrauber zur
Eröffnung der Olym-
pischen Spiele. Der
Name des Stunt-
mans, der schließlich
als Queen verkleidet
am Union-Jack-
Fallschirm über dem
Stadion absprang,
passte perfekt
zu dieser ebenso
überraschenden wie
spektakulären Ein-
lage: Gary Connery



Ihrer Majestät







007: „Erwarten Sie von mir, dass ich rede?“ Goldfinger: „Nein, Mr Bond – ich erwarte von Ihnen, dass Sie sterben!“ Der legendäre Moment, hier mal von der anderen Seite: Gert Fröbe und Sean Connery proben die Szene mit dem Laser. Ursprünglich sollte, wie auch im Roman, eine Kreissäge auf des Agenten Gemächt losgelassen werden. Zu gewöhnlich und unoriginell, entschieden die Produzenten



Ein Knall für 007:
In der spektakulären
Auftaktsequenz
von „Stirb an einem
anderen Tag“ ballert
sich Bond in Nord-
korea den Weg frei
und startet eine
Luftkissenfahrzeug-
Jagd auf seinen
Widersacher Colonel
Moon. Bei der in
England gedrehten
Szene verletzte
sich Pierce Brosnan
am Knie, die
Produktion ruhte
für sieben Tage

FOTO: JERRY WATSON/CAMERA PRESS/PICTURE PRESS





Guten Tag, die Damen. Auch auf Thailändisch ist Roger Moore der perfekte Gentleman. Nicht alle Erinnerungen an den Dreh vom „Mann mit dem goldenen Colt“ sind so bezaubernd. In seiner Autobiografie erinnert sich Moore mit Grausen an die Boots Jagdaufnahmen in Bangkok. Einmal fiel er versehentlich in den Fluss, öffnete unter Wasser die Augen und sah, wo Bestatter ihre ärmsten Kunden deponiert hatten



Verkratert: In
„Man lebt nur zweimal“
versteckt sich der
Schurke Blofeld
mit seinen Schergen
im Inneren eines
erloschenen Vulkans
und feuert von
dort Raketen ab. Die
monumentale, auf
dem Freigelände der
Pinewood Studios
errichtete Konstruktion
brachte Set-Designer
Ken Adam viel Ruhm
ein. Sean Connery
maulte indes: „In den
Bond-Filmen ging es
nur noch um Gigan-
tomanie und weniger
um Schauspielerei“







Nostalgische Note:
Mit Pierce Brosnan
am Steuer erlebt
Bonds berühmter
Aston Martin DB5
in „Goldeneye“ ein
glanzvolles Come-
back – wenn auch
nur ein kurzes.
Nach dieser Szene,
einem kleinen
Privatrennen mit
einem Ferrari,
stieg 007 in ein
moderneres Auto
um: einen etwas
weniger standesge-
mäßigen BMW Z3



Saugenhaft:
In einer der wohl
albernsten Szenen
der Bond-Historie
versucht 007 ein
wichtiges Beweis-
stück aus dem
Nabel der Bauch-
tänzerin Saida zu
stibitzen: eine zum
Schmuckstück
verarbeitete Kugel
vom „Mann mit
dem goldenen
Colt“. Die Schau-
spielerin Carmen
du Sautoy wirkte
später auch in
Shakespeare-
Stücken mit –
unter anderem mit
Timothy Dalton



G

HIGHLAND DRESS
CLOTH BY THE YARD

Der Mann mit den
zwei Gesichtern:
George Lazenby
kaspert beim
Schottenrock-
schneider herum
und beweist, dass
zumindest er was
drunter trägt. Bei
anderen Gelegen-
heiten verbreitete
er nicht ganz so viel
Heiterkeit. Der
Australier sorgte
mit seinen Allüren
ein ums andere Mal
für gebremste
Laune am Set von
„Im Geheimdienst
Ihrer Majestät“

FOTO: TERRY O'NEILL





Klar zum Tauchen!
„Feuerball“-Fiesling
Emilio Largo
instruiert seine
Froschmänner,
eine Szene, die im
fertigen Film nicht
vorkommt. Gespielt
wird der Mann mit
der Augenklappe
von Adolfo Celi, wie
viele Darsteller
seiner Bande ein
Italiener. In der
Urfassung des
Drehbuchs waren
Largo & Co. nämlich
nicht im Auftrag
der Organisation
Spectre aktiv,
sondern für die
sizilianische Mafia



Besuch von der
Chefin: Ihre Majes-
tät begrüßt am
12. Juni 1967 im
Londoner Odeon
Kino Sean Connery
und seine Frau
Diane Cilento bei
der Royal Premiere
von „Man lebt nur
zweimal“. Da war
der Schotte als
007 schon zurück-
getreten. Es
war das erste Mal,
dass Queen
Elizabeth der
Weltpremiere eines
Bond-Films bei-
wohnte. Aber nicht





007 goes Documenta?

Könnten glatt als Installation durchgehen, der rote Lamborghini Diablo und der gelbe Ferrari F355, die in „Stirb an einem anderen Tag“ auf einem koreanischen Acker enden.

Zuvor hatte Bond sie in einer spektakulären Szene aus dem Transportflieger seines Widersachers Graves fallen lassen, um an den rettenden Hubschrauber zu kommen. Gesamtwert der Autos übrigens: rund 300 000 Euro

FOTO: FOTEX/TARGET

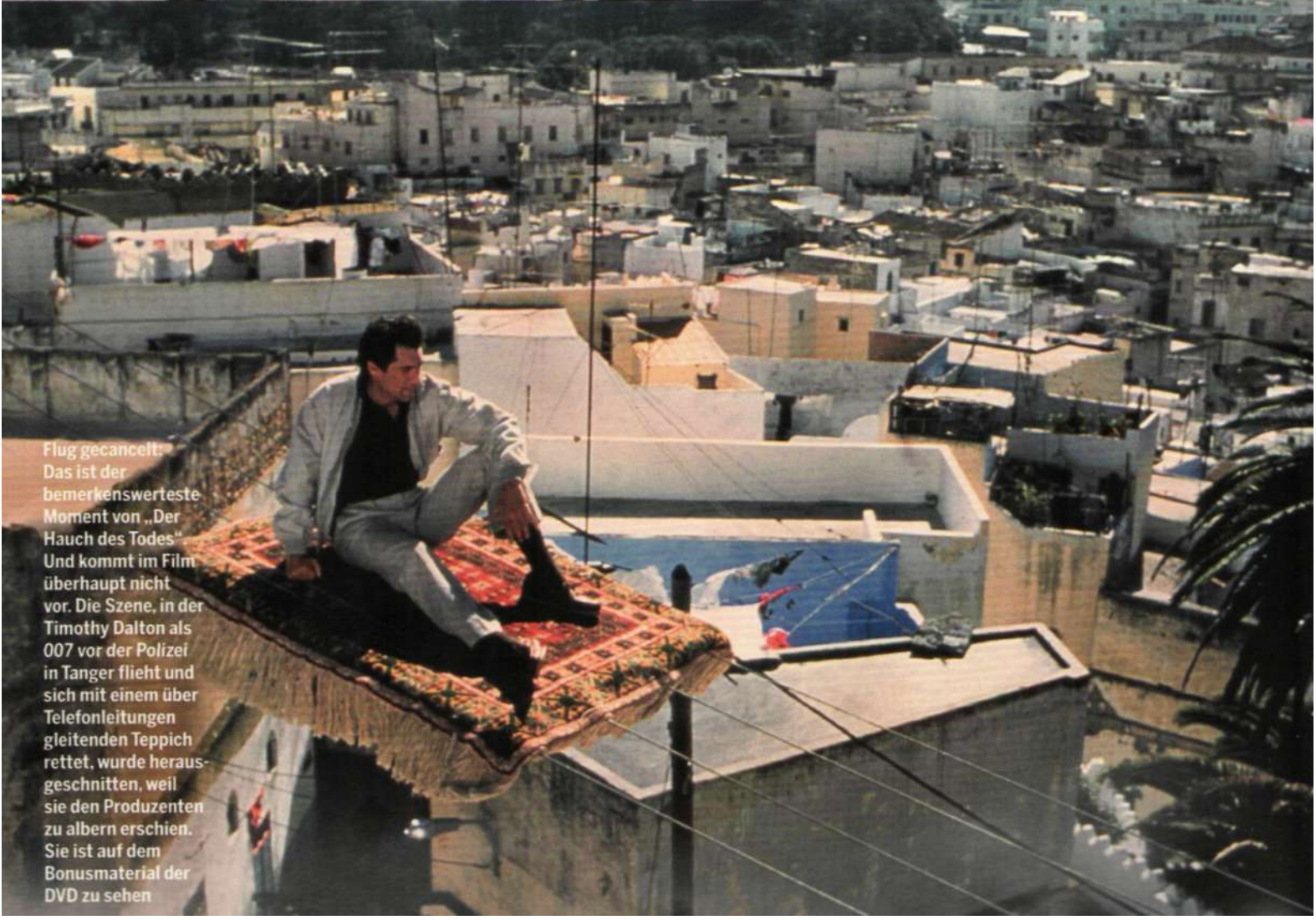




Höhenkoller:
Roger Moore auf
dem Eiffelturm
beim Dreh von
Bonds Verfolgungs-
jagd auf May Day
(Grace Jones)
„Im Angesicht des
Todes“. Für ihren
anschließenden
Fallschirmsprung
standen zwei
Stuntmen zur Ver-
fügung. Da der Flug
des ersten bereits
klappte, sollte der
zweite nicht mehr
springen. Er tat
es trotzdem – ohne
Erlaubnis der
Stadtverwaltung.
Und wurde darauf-
hin gefeuert



Bootsausflug:
Die Jagd durch
die Bayous in
„Leben und sterben
lassen“ zählt zu
den großen Action-
momenten der
Bond-Geschichte.
Der Sprung über
die Straße von
einem Flussab-
schnitt zum ande-
ren schaffte es
mit 33,53 Metern
sogar ins Guinness-
buch der Rekorde



Flug gecancelt:
Das ist der
bemerkenswerteste
Moment von „Der
Hauch des Todes“.
Und kommt im Film
überhaupt nicht
vor. Die Szene, in der
Timothy Dalton als
007 vor der Polizei
in Tanger flieht und
sich mit einem über
Telefonleitungen
gleitenden Teppich
rettet, wurde heraus-
geschnitten, weil
sie den Produzenten
zu albern erschien.
Sie ist auf dem
Bonusmaterial der
DVD zu sehen



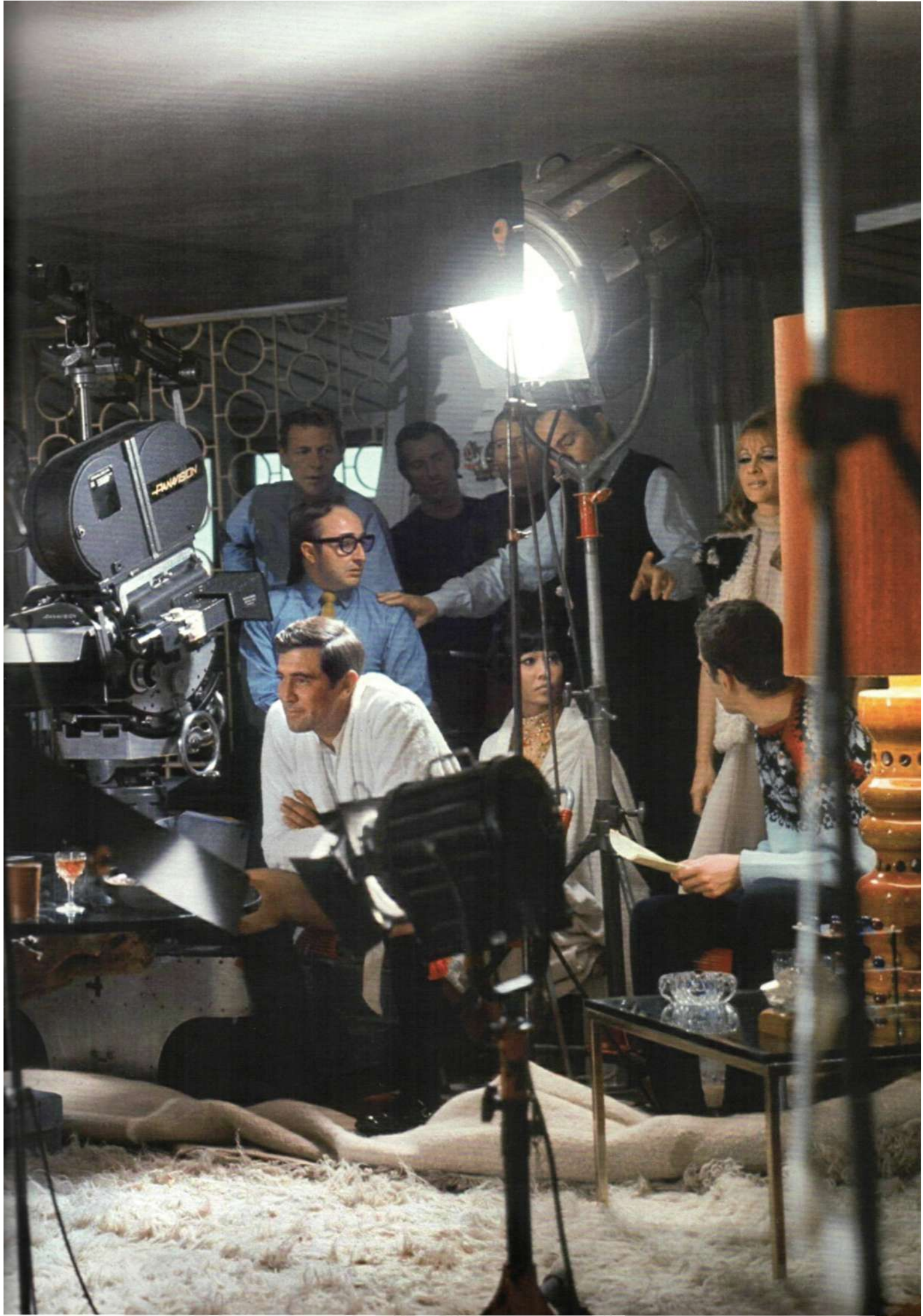
Und zum Schluss geht alles in die Luft. Auch die von Ken Adam konzipierte, sündhaft teure Raumstation in „Moonraker“. 220 Arbeiter und Techniker hatten sie in den Studios in Epinay bei Paris errichtet. Wegen der strengen britischen Steuergesetze war der größte Teil der Produktion nach Frankreich verlegt worden



Ins Wasser, marsch: Bond versenkt in „Der Spion, der mich liebte“ seinen Lotus Esprit, das wohl berühmteste Bond-Auto nach dem Aston Martin DB5. Das Flugobjekt ist nur eine leere Karosseriehülle, die von einer Rampe mit einer großen Luftkanone abgeschossen wurde. Für die einzelnen Tauchszene kamen sieben unterschiedliche Modelle zum Einsatz

Wartezimmer:
George Lazenby
genießt den Anblick,
während Regisseur
Peter Hunt (rechts
hinter dem Schein-
werfer gestikulie-
rend) die nächste
Szene für „Im
Geheimdienst Ihrer
Majestät“ bespricht.
Die spielt in Blofelds
Hauptquartier
Piz Gloria auf dem
Schweizer Berg
Schilthorn. Die
Besitzer der Berg-
station ließen sich
die Filmerlaubnis
mit 125 000 Dollar
Renovierungskosten
bezahlen und
eröffneten hier
anschließend das
erste drehbare
alpine Restaurant
der Welt









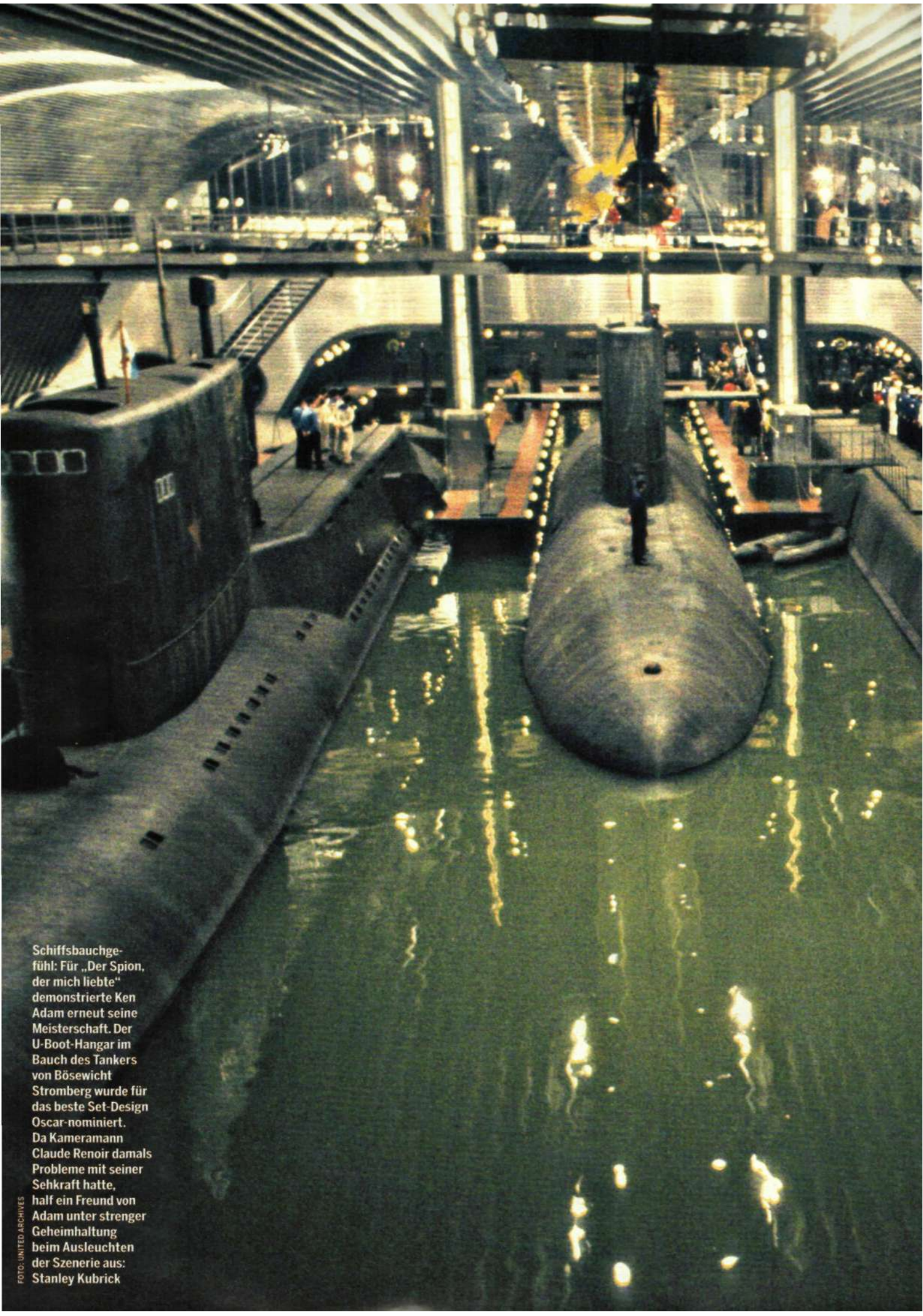
Kalibergrüße
aus Fort Knox: Für
ein „Goldfinger“-
Werbefoto gibt sich
007 ausnahmsweise
von den Bond-
Girls Jill Masterson
(Shirley Eaton),
Pussy Galore
(Honor Blackman)
und Tilly Masterson
(Tania Mallet, v.l.)
geschlagen. Mit dem
dritten Bond-Film
begannen die
großen Presse- und
Promotion-Offen-
siven bereits
während der
Dreharbeiten.
Bilder wie diese
gehörten dazu



Oben liegende
Lockenwelle: Ein
wie aus dem Ei
gepellter Roger
Moore zeigt Maud
Adams 1974 in
„Der Mann mit dem
goldenen Colt“, wer
im Bett das Sagen
hat. Regisseur Guy
Hamilton verlangte
von Moore, Adams'
Arm hart umzu-
drehen – was dem
Schauspieler rück-
blickend gar nicht
gefiel. „Rohheit war
nicht meine Art“

FOTO: KOBAL COLLECTION

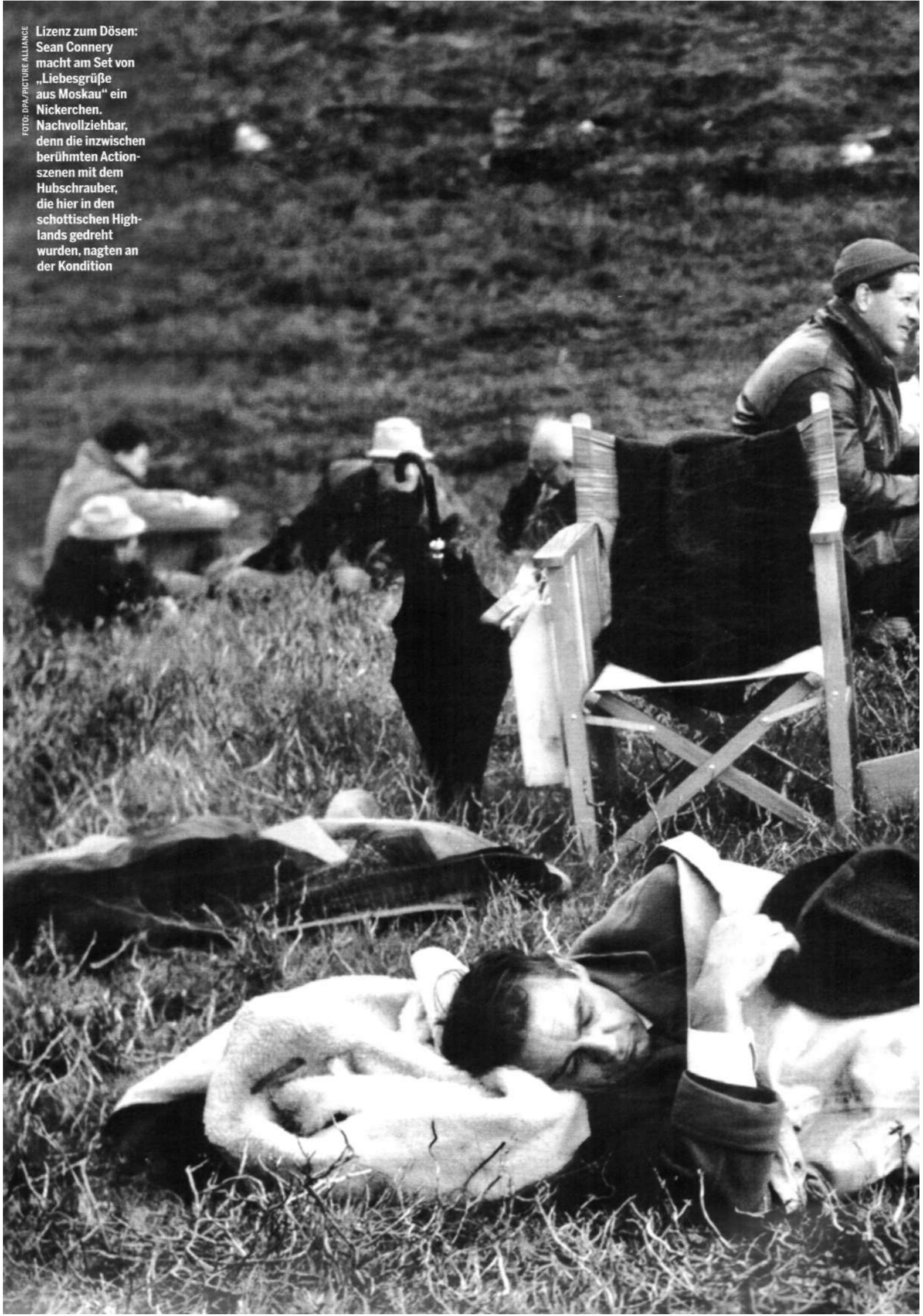




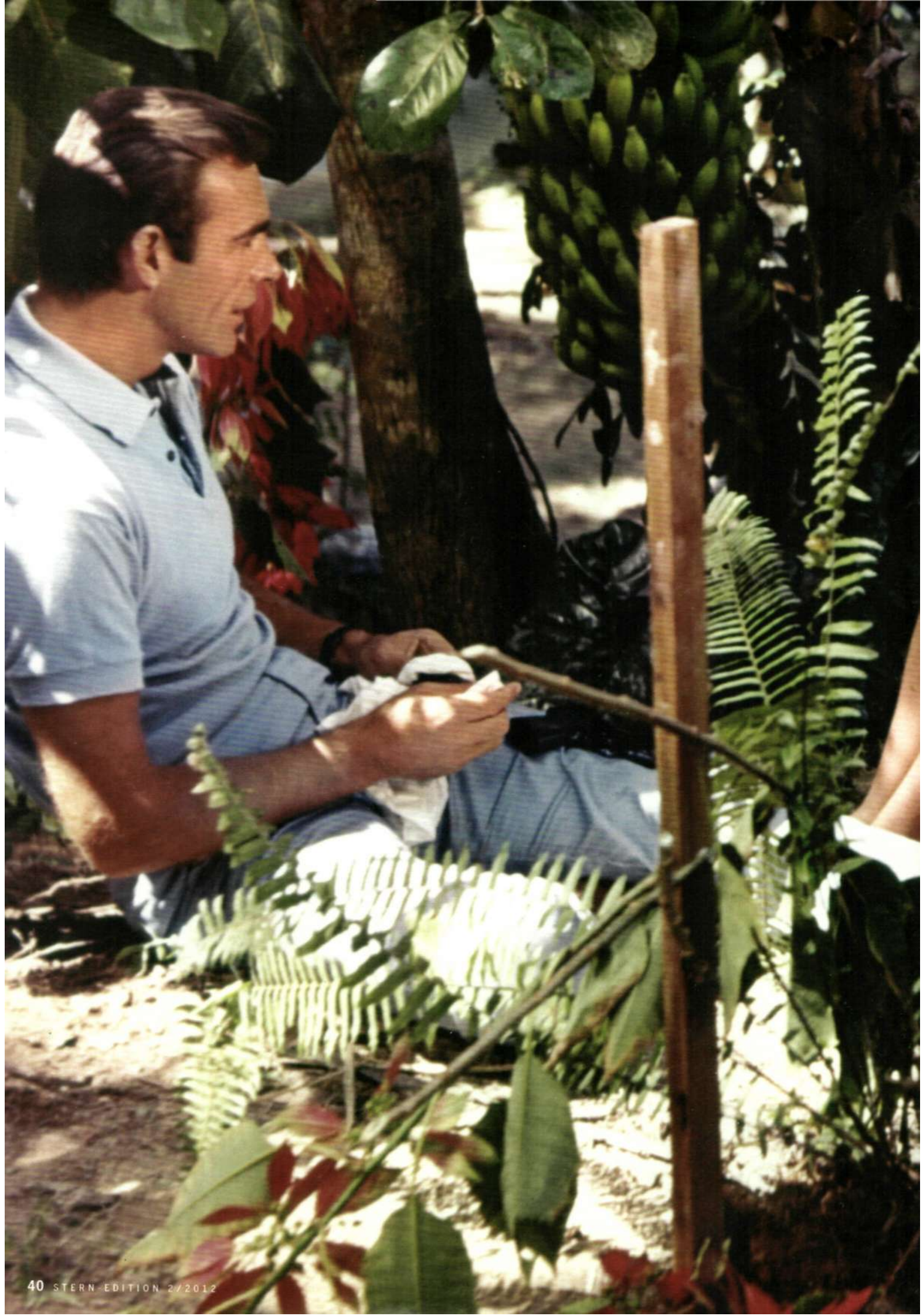
Schiffsbauchge-
fühl: Für „Der Spion,
der mich liebte“
demonstrierte Ken
Adam erneut seine
Meisterschaft. Der
U-Boot-Hangar im
Bauch des Tankers
von Bösewicht
Stromberg wurde für
das beste Set-Design
Oscar-nominiert.
Da Kameramann
Claude Renoir damals
Probleme mit seiner
Sehkraft hatte,
half ein Freund von
Adam unter strenger
Geheimhaltung
beim Ausleuchten
der Szenerie aus:
Stanley Kubrick



Lizenz zum Dösen: Sean Connery macht am Set von „Liebesgrüße aus Moskau“ ein Nickerchen. Nachvollziehbar, denn die inzwischen berühmten Action-szenen mit dem Hubschrauber, die hier in den schottischen Highlands gedreht wurden, nagten an der Kondition





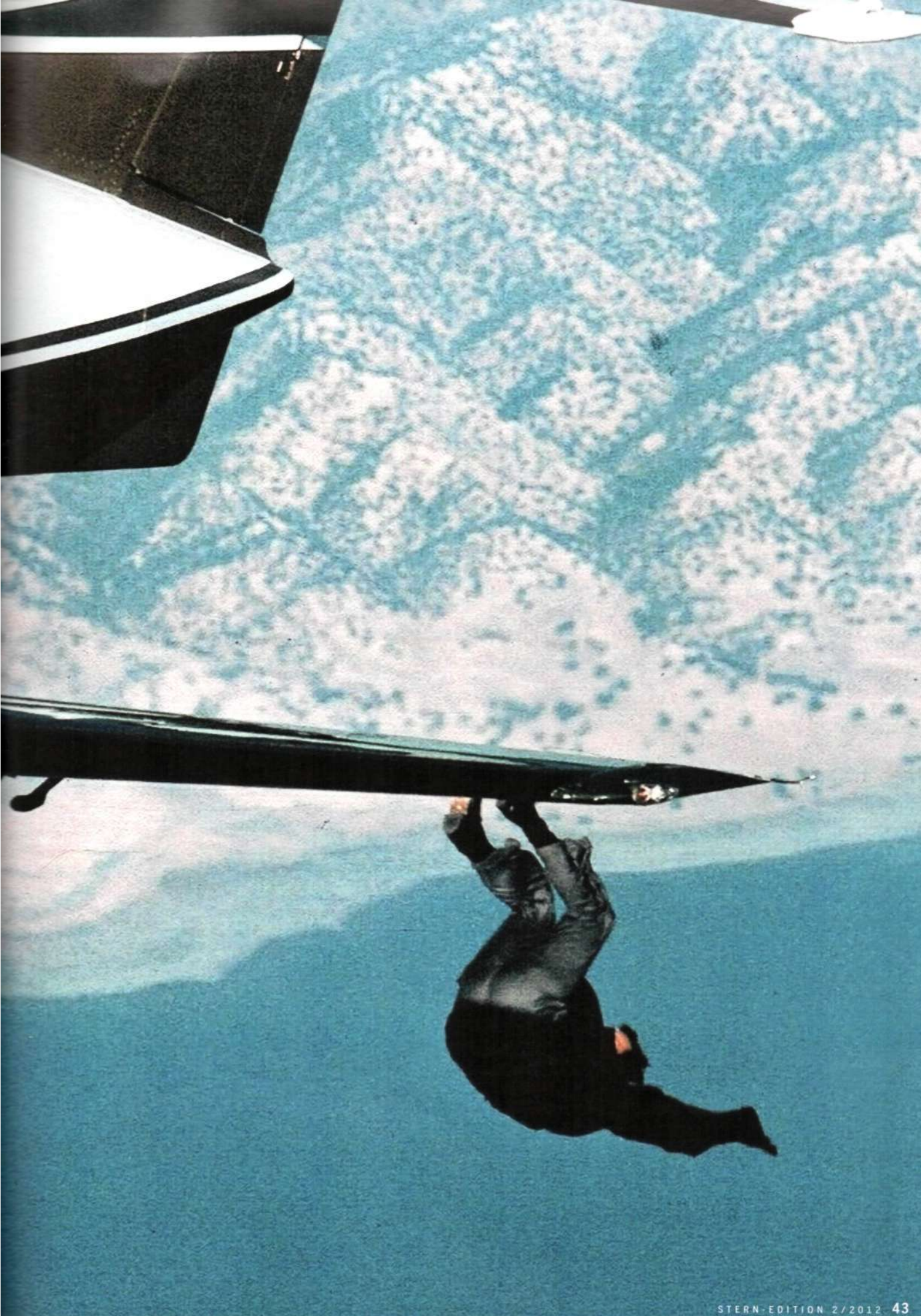




Her Master's Voice:
Hoch konzentriert
lauscht Ursula
Andress den Worten
ihres Regisseurs
Terence Young,
während Sean
Connery seine „Dr.
No“-Filmpartnerin
mustert. Das Paar
verstand sich von der
ersten Sekunde an
glänzend, der Beginn
einer langen Freund-
schaft. Regelmäßiger
Besucher am jamai-
kanischen Set:
Ian Fleming, dessen
Haus in Oracabessa
quasi um die Ecke lag



Skyfall: Gleich in der Anfangsszene von „Moonraker – Streng geheim“ macht Bond (beziehungsweise Roger Moores Stuntman Jake Lombard) den Abflug, um sich mit einem unsympathischen Gegner in der Luft um einen Fallschirm zu balgen. Da zum Filmen nur ein paar Sekunden Zeit war, brauchte das Team 88 Sprünge und fünf Wochen für die Sequenz. Die dauert gerade mal zwei Minuten







Déjà vu: Gleich an ihrem ersten Drehtag musste sich Gemma Arterton mit ungiftiger schwarzer Farbe einschmieren lassen, um als MI6-Agentin Fields den öligen Filmtod zu sterben. Die Szene in „Ein Quantum Trost“ ist unübersehbar eine Hommage an „Goldfinger“ (oben). Regisseur Marc Forster wollte damit wohl zeigen, dass heute nicht mehr Gold, sondern Erdöl das wertvollste Gut ist



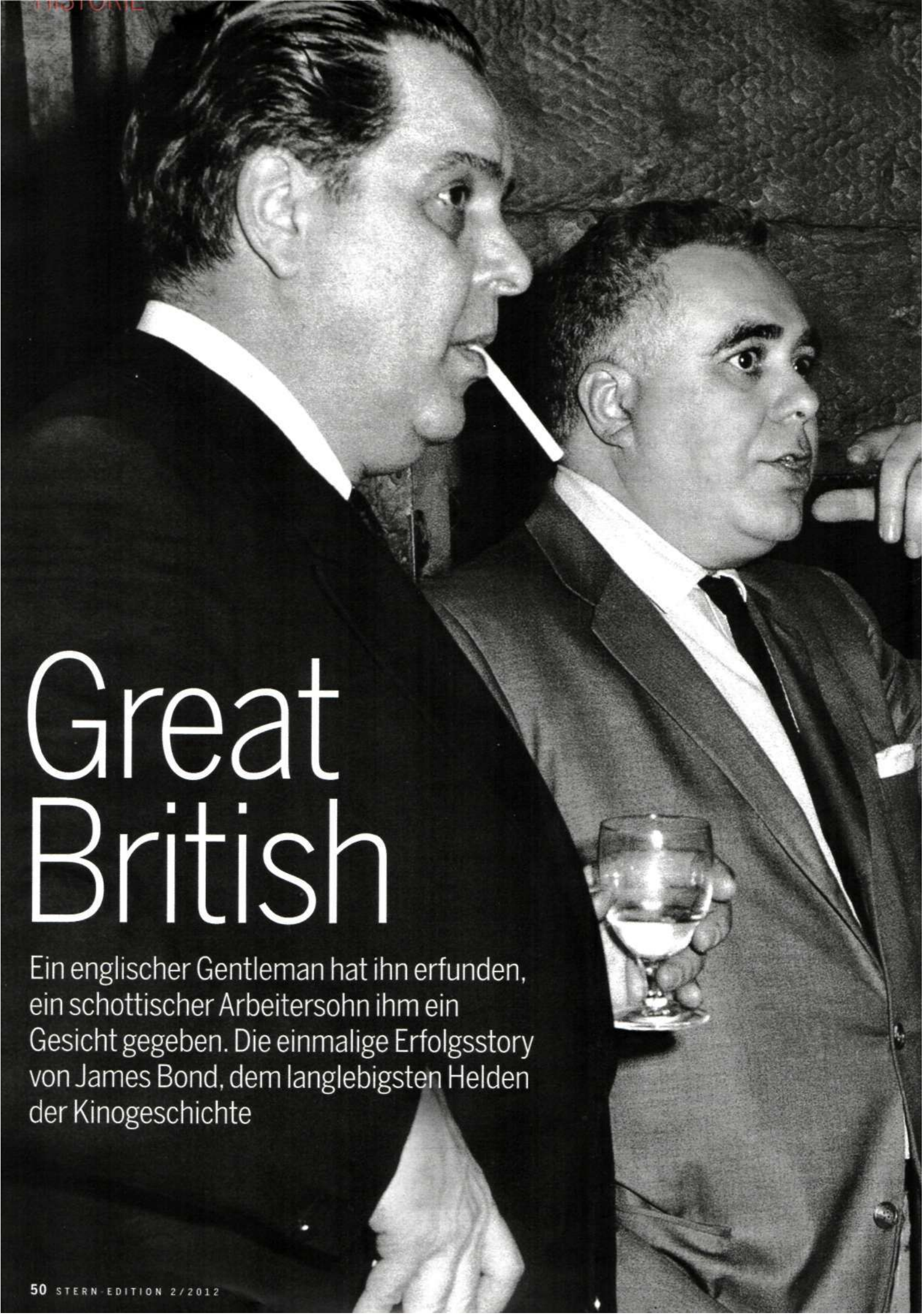


Etwas zugig hier:
Roger Moore und
Yaphet Kotto,
Kontrahenten im
Film „Leben und
sterben lassen“,
spielen am Set eine
Partie Schach,
Jane Seymour und
Tommy Lane geben
sich unparteiisch.
Moore war aller-
dings eher ein
Backgammon-Freak
und spielte mit
Produzent Albert
R. Broccoli oft um
große Summen



Springtime:
Eines der Action-
Highlights in „Der
Morgen stirbt nie“ ist
die Motorradhatz von
Pierce Brosnan und
Michelle Yeoh auf den
Dächern Saigons
(die in den englischen
Frogmore Studios
gedreht wurde). Für
die Flugeinlage über
den Verfolger-Hub-
schrauber sprang der
französische Stunt-
man Jean-Pierre Goy
ein, mit einer Puppe
auf dem Sozius.
Die Rotorblätter des
Helis wurden später
digital eingefügt. Das
Foto entstammt dem
Bildband „The James
Bond Archives“
(Taschen Verlag)



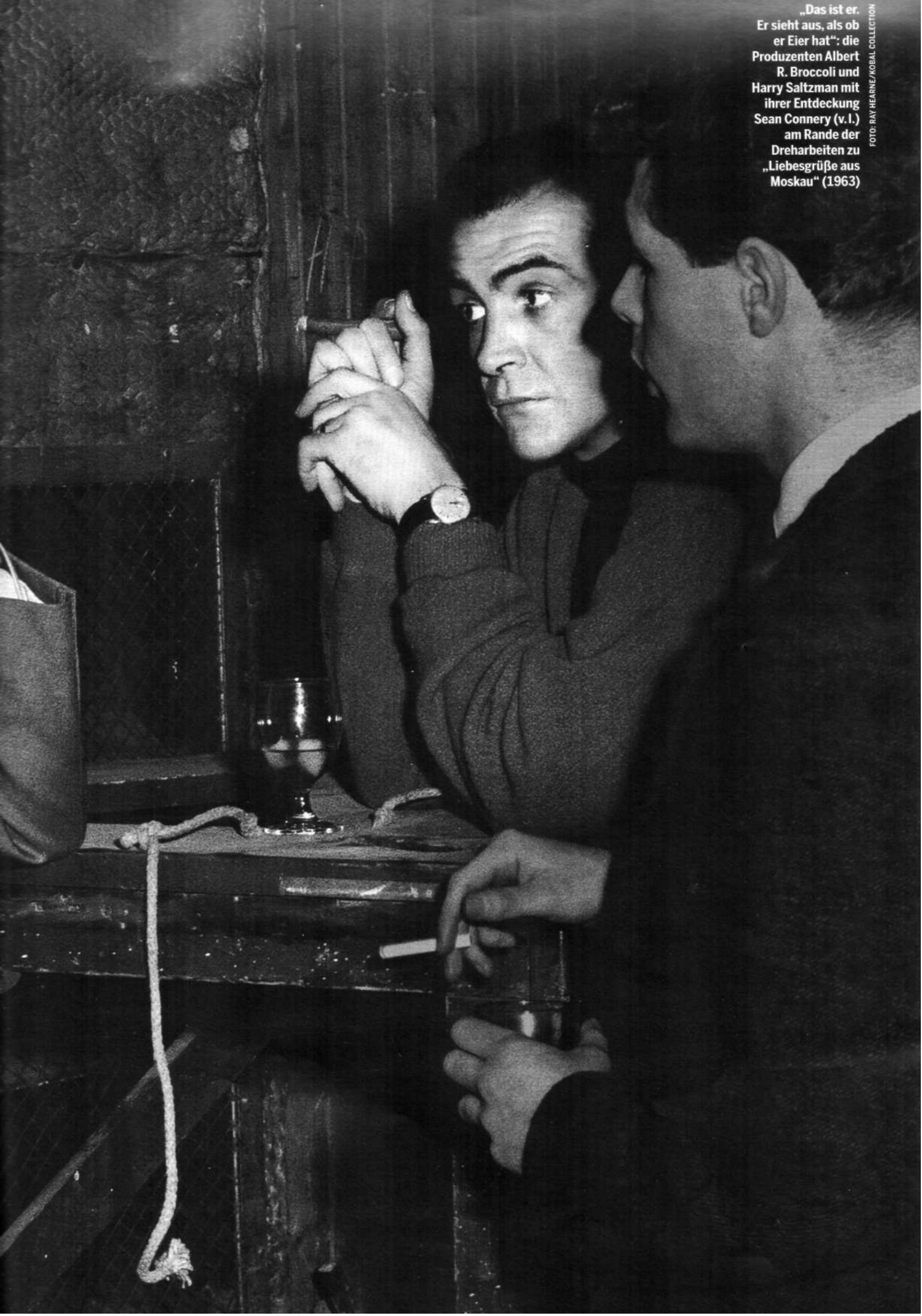


Great British

Ein englischer Gentleman hat ihn erfunden, ein schottischer Arbeitersohn ihm ein Gesicht gegeben. Die einmalige Erfolgsstory von James Bond, dem langlebigsten Helden der Kinogeschichte

„Das ist er.
Er sieht aus, als ob
er Eier hat“: die
Produzenten Albert
R. Broccoli und
Harry Saltzman mit
ihrer Entdeckung
Sean Connery (v.l.)
am Rande der
Dreharbeiten zu
„Liebesgrüße aus
Moskau“ (1963)

FOTO: RAY HEARNE/KOBAL COLLECTION



Gentleman prefers
Bond: Der Politiker-
sohn Ian Fleming,
geboren in London
am 28. Mai 1908,
gestorben am
12. August 1964
in Canterbury, war
wie seine Roman-
figur Lebemann,
Frauenliebhaber und
Geheimdienstler





Von **JOCHEN SIEMENS**

London, South Audley Street No 2, ganz in der Nähe des Hyde Park. Es ist ein Sommer-nachmittag im Jahr 1961. Aus ihrem Fenster im zweiten Stock sehen die Filmproduzenten Albert R. Broccoli und Harry Saltzman einem Mann hinterher, der sich eben bei ihnen vorgestellt hatte. Für eine Hauptrolle. Doch die beiden sind skeptisch. Der Mann ist ein kaum bekannter Schauspieler, ein Schotte, der in seiner Jugend als Kohlschlepper und Sargpolierer gearbeitet hatte und gerade von den Dreharbeiten zu „Der längste Tag“ kam, einem Kriegsfilm über die Invasion der Alliierten in der Normandie. Dort spielte er in einer Nebenrolle.

Als er schon fast an der Ecke Curzon Street verschwunden ist, schauen sie ihm noch immer hinterher. Die Art, wie er sich bewegt, kräftig, entschieden, leicht nach vorn gebeugt, die Arme breit zur Seite gewinkelt, alle anderen auf dem Fußweg weichen ihm aus. „Das ist er“, sagt Broccoli, „er sieht aus, als ob er Eier hat.“ Der Mann ist Sean Connery, damals 31 Jahre alt. Er wird zum ersten und berühmtesten Darsteller des heute erfolgreichsten Filmhelden aller Zeiten.

Das Licht der Welt hatte James Bond fast zehn Jahre zuvor erblickt – in den Romanen des Reporters und früheren Commanders des Geheimdienstes der britischen Marine, Ian Fleming. Die insgesamt 15 Bond-Bücher wurden Welterfolge. Millionen Fans lasen sie und hatten sich ihr ureigenes Bild von James Bond gemacht. Und das war es, was Broccoli und Saltzman an diesem Nachmittag nervös machte. War dieser etwas rohe und breite Sean Connery der Richtige für ihren James Bond, für den Mann, den die Leser der Bücher in ihren Köpfen hatten? Sie suchten nicht einfach einen Hauptdarsteller, sie suchten einen Helden.

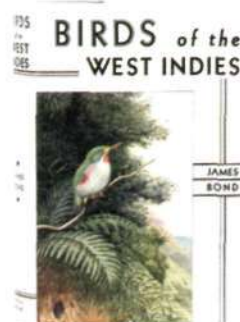
Fleming hatte James Bond genau beschrieben: „Größe: 183 Zentimeter, Gewicht: 76 Kilogramm, schlank, blaue Augen, schwarzes Haar, auf der rechten Wange eine senkrechte Narbe... starker Raucher. Leidenschaft-

ten: Alkohol (keine Exzesse) und Frauen. Verwendet keine Decknamen“. Welcher der männlichen Bond-Leser wäre nicht gern selbst der harte Mann mit der Lizenz zu töten, der auf der ganzen Welt Schurken der Geheimorganisation „Spectre“ jagt, schnelle Autos fährt, beste Anzüge trägt und schöne Frauen pflückt? Fleming selbst sagte mal: „Das Ziel meiner Bücher liegt irgendwo zwischen dem Solarplexus und der, nun ja, oberen Schenkelregion (...) Ich schreibe für warmblütige Heterosexuelle in Zügen, Flugzeugen und Betten.“

Fleming hatte diesen Bond auch für sich selbst erfunden. 1952 war das, nach 43 ehelosen und freien Männerjahren, nach unzähligen Frauengeschichten, einer Themenvorliebe für „sich selbst und Sex“ – wie es eine Vertraute mal sagte – und einem Faible für private Autorennen an der englischen Küste, sollte Ian Fleming endlich heiraten. Auf Jamaika. Seine zukünftige Frau Anne Geraldine war, wie er, Kind aus gutem englischem Hause; die Hochzeitsgesellschaft reiste schon an, als Fleming eine seiner 70 Zigaretten am Tag rauchend an seinem Schreibtisch saß. Neben sich Stapel von Büchern und vor sich die Schreibmaschine. „Ich hatte mich entschlossen zu heiraten. Aber die Idee, mein Jungesellenleben aufzugeben, machte mich nervös. Um mich abzulenken, begann ich zu schreiben“, sagte er später. Als er auf das leere Blatt in seiner Schreibmaschine stierte, huschte ein Schatten vorbei. Ein Mann, eine Figur. Die das Weiterleben sollte, was Fleming fürchtete zu verlieren.

Er schrieb: „Um drei Uhr morgens ist der Geruch nach Parfüm, Rauch und Schweiß betäubend.“ Ja, der Ton und die Zutaten stimmten. Doch einen Namen brauchte sein Held noch. Fleming guckte in seinem Zimmer umher, las die Rücken der Büchertürme neben sich. Russell, Kipling, Moore, Bond, Einstein... Moment, Bond? „Birds of the West Indies“, ein Fachbuch des Ornithologen James Bond. Fleming schrieb weiter: „James Bond wusste plötzlich, dass er erschöpft war.“ Ein Jahr später erschien „Casino Royale“.

Schlechte Karten:
Der allererste Bond-Film war amerikanisch und eine ziemlich trostlose Angelegenheit. „Casino Royale“ entstand 1954 als dritte Folge der CBS-Serie „Climax!“. Barry Nelson (l.) spielte 007 so hölzern wie humorlos



Ian Fleming ließ den Blick über sein Bücherregal schweifen, und sein Romanheld hatte einen Namen: „Birds of the West Indies“ des Ornithologen James Bond

„Das Ziel meiner Bücher liegt irgendwo zwischen dem Solarplexus und der, nun ja, oberen Schenkelregion“



Striepinlagen:
Der Schotte
John McLusky
(1923–2006)
adaptierte von
1958 bis 1966
zahlreiche Bond-
Romane als Comics,
hier „Liebesgrüße
aus Moskau“, für
den „Daily Express“



Erstausgabe
des neunten Bond-
Romans „Der Spion,
der mich liebte“,
erschienen am
16. April 1962

Literarisch bewegten sich Flemings Bond-Romane zwischen gekonnten Thrillern und dröhnenden Reibern, auch wenn der große Raymond Chandler später „Dr. No“ mal für Rhythmus und Instinkt für Orte lobte. Doch den feinen literarischen Zirkeln in England waren die Abenteuer zu vulgär und brutal – wie etwa, wenn Bonds Genitalien in „Casino Royale“ mit einem Teppichklopfer malträtiert werden. „Kultur-Porno“ nannte John le Carré das.

Auch wenn Fleming später bedauerte, dass die Bücher mit jedem neuen Band an „Frische verlieren“ und sich sein Rezept am Ende immer mit „Bond, Blondinen und Bomben“ zusammenfassen lasse, wurden sie große Erfolge. Im Jahresrhythmus legte Fleming nach. „Leben und sterben lassen“, „Moonraker“, „Diamantenfieber“, „Liebesgrüße aus Moskau“, „Dr. No“ ... Er schrieb und verkaufte wie am Fließband. Bis 1964 wurden seine Bücher in elf Sprachen 40 Millionen Mal verkauft, mehr als alle Balzacs und Hemingways zusammen. Weil sie perfekte Unterhaltung waren. Doch nicht nur das. Der Grund für den Erfolg der Bücher in England lag tiefer.

Nachdem der Krieg gegen Nazi-Deutschland gewonnen war, lag das Land hoch verschuldet am Boden. Das britische Empire zerfiel, außenpolitisch spielte London eine Statistenrolle, und innenpolitisch forcierte der Labour-Flügel Verstaatlichungen und den Sozialstaat. Der Reformkurs brach ab, als 1951 die Labour-Partei die Wahlen verlor und ausgerechnet Winston Churchill erneut Premierminister wurde. Das ganze Land steckte in einer Sinnkrise. Zu lange hatten Krieg und die Jahre danach die britische Kultur und Gesellschaft eingeschnürt und verklemt.

Dann kam Bond. Nicht als Lösung, aber als willkommene Ablenkung. Er hatte alles, was die britischen Leser nicht hatten: Abenteuer, Luxus, Mut, freien Sex. Fleming achtete sehr darauf, Bond mit teuren Produkten zu umgeben – er trug die Rolex Oyster Perpetual am Handgelenk, trank nur Kaffee von De Bry aus der New Oxford Street und aß morgens Eier von French-Maran-Hennen, bevor er seine erste Morland-Zigarette mit den drei Goldringen rauchte. Sein Bond machte wie selbstverständlich alles, wovon die Leser nur zu träumen wagten. Und als immer siegreicher Spion reiste er um die Welt und gab dem britischen Geheimdienst die Bedeutung zurück, die dieser nicht mehr hatte. All diese Komponenten führte Fleming in seiner, ja, fast trivialen Figur zusammen, deren Abenteuer er obendrein mit großer Detailkenntnis beschreiben konnte. Da halfen seine frühen Agentenjahre. „Innerhalb von zwölf Jahren hat der englische Schriftsteller ein überwältigendes und

gänzlich neuartiges Phänomen geschaffen, er hat die verächtliche und klägliche Figur des Spions bis zur Nobilitierung aufgewertet“, urteilte die italienische Filmhistorikerin Lietta Tornabuoni. Der deutsche Filmhistoriker Georg Seeßlen sieht den Agenten noch grundsätzlicher: „Fast nirgendwo sonst spricht der Kapitalismus so ungeniert von sich selbst.“ (Siehe auch Seite 84.)

Der Romanheld Bond war groß, aber erst in der Filmfigur sollte er überlebensgroß werden.

Und dafür sorgten Harry Saltzman und Albert „Cubby“ Broccoli – der eine Kanadier, der andere Amerikaner mit italienischen Vorfahren. Beide waren Filmproduzenten und gaben sich alle Mühe, auch so auszusehen – füllig und polternd. Ihre Firma hieß Eon Productions. Sie wussten um die Macht der Kinoplakate und der großen Namen. Bevor Saltzman sich mit Broccoli zusammentat, hatte er das Potenzial der Buchreihe erkannt und 1961 die Filmrechte an James Bond (ausgenommen für „Casino Royale“) gekauft. Auch Broccoli glaubte an den Stoff, aber beide wussten: Kino war ein Stargeschäft, das mächtige Hollywood machte es vor. Dort wurde zur selben Zeit „Meuterei auf der Bounty“ verfilmt. Mit Marlon Brando. Und in der Wüste entstand „Lawrence von Arabien“ mit Peter O'Toole und Alec Guinness!

Saltzman und Broccoli hatten also auf dem Tisch auch eine Liste mit großen Namen für ihren Bond liegen. Cary Grant stand ganz oben, war aber schon durchgestrichen, weil die Gagenforderung gigantisch war. Und David Niven, Richard Burton, James Mason. Ein wenig kleiner schon, Roger Moore. Und ein paar Namen mehr. Viele hatten abgelehnt, weil sie der Figur nicht trauten. Spionagefilme? Die galten als klapprig und billig. Sean Connery stand irgendwo unten auf der Liste. Das Hollywoodstudio United Artists, das den Film mitfinanzieren sollte, winkte aber ab, als sein Name fiel: Nein, Connery sei zu unbekannt. Doch Saltzman und Broccoli beharrten auf ihrer Wahl – dem Mann mit „den Eiern“. Sie hatten zwar nicht das Geld für den Film, aber die Rechte an den Bond-Büchern, was Hollywood zähneknirschend akzeptieren musste.

Bevor Saltzman die Filmrechte gekauft hatte, war 007 schon zu einer erfolgreichen Comicfigur im britischen „Daily Express“ geworden. Ein rau und spröde gezeichneter kantiger Typ, ein felsiger Held ohne jede Ironie. Die Zeitung hatte dann die Frage, wie ein Bond auf der Leinwand aussehen könnte, zur nationalen Angelegenheit gemacht und zu einem landesweiten Casting aufgerufen. 1100 Bewerber meldeten sich.

Doch Saltzman und Broccoli blieben bei Sean Connery. „Er hatte die Männlichkeit, die wir brauchten. Wollte er etwas betonen, haute er mit der Faust auf den →

Das Empire zerfiel, das ganze Land steckte in einer Sinnkrise. Dann kam Bond als willkommene Ablenkung

Bond war ein Snob,
er nicht. Deshalb
imitierte er einen:
Sean Connery,
erstmal mit
Haarteil, in den
Schweizer Alpen
bei den Dreh-
arbeiten zu „Gold-
finger“ (1964)

FOTO: FACE TO FACE





Bond-Mania weltweit: Um den Ansturm auf „Goldfinger“ zu bewältigen, wird 1965 in Berlin ein Wohnwagen zu einem zusätzlichen Kassenhäuschen umfunktioniert (o.). „Man lebt nur zweimal“ mit Gottes Segen: Eine Gruppe Nonnen outet sich 1967 in Paris als Bond-Fans

Tisch“, erinnerte sich Broccoli. Auch Ian Fleming war zunächst etwas skeptisch. Zu wenig Stil, zu wenig Savile Row habe der Schotte Connery, zu weit unten für den Sohn eines Abgeordneten. Er formulierte das so: „Nicht ganz die Idee, die ich von Bond habe, aber er könnte es werden, wenn ich die Bücher noch mal überarbeiten würde.“

Die Dreharbeiten zu „James Bond – 007 jagt Dr. No“ begannen Anfang 1962 auf Jamaika. Das Budget war mit einer Million Dollar sehr überschaubar. Bond fuhr in seinen ersten Szenen einen Chevrolet Bel Air, später einen Sunbeam Alpine, der geliehen war. Die Geschichte war ein einfacher Bond-Plot: Auf Jamaika werden zwei britische Agenten ermordet, die Zentrale schickt ihren besten Mann, 007. Der entdeckt auf einer vorgelagerten Insel das geheime Labor des Dr. No, der mit radioaktiven

Strahlen das US-Raumfahrtprogramm stören will. Bond wird von Dr. No gefangen genommen, kann sich befreien und sprengt die Insel in die Luft. Rumms, Ende.

Wenn man den Film heute sieht, ist alles noch luftig, einfach und teilweise naiv. Als wäre es ein Bond in der Pubertät. Dennoch waren die ersten Säulen sichtbar, die später das Gerüst aus Ritualen und unverzichtbaren Elementen bildeten. Blauer Himmel und Meer waren wichtig, und eine Ursula Andress als „Honey Rider“ im Bikini, die Bond wie erotisches Strandgut vor die Füße gespült wird, war noch wichtiger.

Schon in seinen Büchern hatte Fleming weit ausgeholt und saftig fantasiert, wenn er die Frauen von Bond beschrieb. Aber jedes Wort verblasste, als die Kinoszuschauer die Schweizerin Andress sahen. In der zweiminütigen Strandszene bewies sie, dass ein Körper im Bikini nackter aussehen kann als ohne. Ein sexueller Kanonenschuss.

„Honey Rider“ war die Geburt eines der wichtigsten Elemente aller folgenden Filme: des Bond-Girls. Es ist bemerkenswert, dass wohl auch die Bond-Macher von der Andress'schen Wucht so betäubt waren, dass sie in allen folgenden Filmen die Mädchen schmäler, subtiler, naiver oder einfach schlichter besetzten. Man könnte auch sagen, auf der ersten Torte war die größte Kirsche. Denn mit Ursula Andress verschob sich die Bond-Statik deutlich vom Spion, der die Welt rettet, zum Spion der mit Frauen schläft – und dazu die Welt rettet.

Was dicht am Zeitgeist war. Der Film fiel in die Zeit, als sich die Rolling Stones gründeten, die Pille in die Betten kullerte und England vom „Profumo-Skandal“ erschüttert wurde. Der Affäre des britischen Verteidigungsministers John Profumo mit dem Callgirl Christine Keeler, die auch noch mit einem russischen Marineattaché schlief. Macht, Sex, Spionage – die Wirklichkeit sah ein bisschen aus wie eine Bond-Geschichte.

Aber Bond war noch mehr als Sex, Macht und Abenteuer. Die Filmemacher – und vor allem Connery selbst – statteten die Figur zusätzlich mit ihrem vielleicht wichtigsten Element aus: Ironie und subtilem Humor. Schon als Saltzman und Broccoli mit Sean Connery ihr erstes Gespräch führten, bestand der Schotte darauf, aus Bond eine vielschichtiger Figur zu machen. Nur den stahlharten Agenten aus den Büchern zu spielen, das war ihm zu wenig. Bond war ein Snob und Connery keiner, deshalb imitierte er einen. Zog die Augenbraue hoch, wenn er etwas ohne Worte sagen wollte; bestellte später seinen berühmten Martini „geschüttelt, nicht gerührt“. Er war immer sichtlich gelangweilt, wenn ihm der Waffenmeister Q neues Agentenspielzeug vorführte und beherrschte den Zwei-Sätze-Flirt mit Sekretärin Money Penny wie kein zweiter. In „James Bond – 007 jagt Dr. No“ war das noch alles irgendwie unfertig, auch das technische Spielzeug beschränkte sich auf einen mobilen Geigerzähler so groß wie eine Zigarettenschachtel und eine Walther-Pistole. Aber die lässige Blasiertheit Bonds und das erotische Grinsen eines Raubtiers zeigten, dass man sich beim Weltretten auch amüsieren kann.

In den englischen und amerikanischen Kinos war der Film sofort ein Erfolg. Kritiker suchten ratlos nach Worten. So schrieb der „New Yorker“: „Das ist ganz einfach brausender Unsinn von Anfang bis Ende und macht den Mann der Königin zu jedermanns idealem Helden.“ Und die „Katholische Filmkritik“ nörgelte: „Die rasche Liebespraxis des Helden und zahlreiche kaltschnäuzige Brutali-



täten bedingen Einwände.“ Die damals einflussreiche deutsche „Bravo“ machte keine Umwege: „Das wird geboten: Geheimagenten, Attentate, Todesstrahlen.“

Und Musik! Als „Dr. No“ im Herbst 1962 in die Kinos kam, erklang am Anfang auch erstmals die Titelmusik, das später so berühmte „James-Bond-Thema“. Geschrieben von Monty Norman, wurde sie zu einer Fanfare, die uns schon nach wenigen Takten zuruft: 007 ist da!

Saltzman und Broccoli spürten schnell, welches Juwel sie da in die Welt gesetzt hatten, und fingen sofort an, „Liebesgrüße aus Moskau“ zu drehen.

Jetzt wurden die Bond-Zutaten bewusster eingesetzt und geschliffen. Mit einer Motorboot-Verfolgung und einem Hubschrauberduell gab es mehr Action, mit der geheimnisvollen Gangsterorganisation Spectre (auf Deutsch: das Phantom) einen Gegner, der noch ein paar mehr Filme halten sollte. Und mit Daniela Bianchi, die eine Russin spielte, ein politisch gewagtes Bond-Girl – 007 schlief erstmals mit dem Feind. Die Bond-Maschine war ins Rollen gekommen, 1964 folgte „Goldfinger“ mit Gert Fröbe als Bösewicht und der in Goldfarbe ersticken, fast nackten Shirley Eaton, dazu Bonds legendärer Aston Martin DB5, ein Wagen mit Schleudersitz, Kanonen und einer kugelabwehrenden Heckscheibe – ein grandios fantastischer Blödsinn, der als Spielzeug zu einem weltweiten Verkaufsschlager wurde.

1965 dann „Feuerball“, eine Atombombenklausur-Geschichte, die in einer langen furiosen Taucherschlacht

unter Wasser endet. Die anfangs noch niedlichen technischen Gadgets wurden mit der sich weiterentwickelnden Technik zu einem wichtigen Element der Bond-Rezeptur. Auch wenn sie bisweilen nur ziemlicher Quatsch waren, wie die schießende Zigarette oder die Magnetuhr, mit der Bond die Reißverschlüsse an Frauenkleidern öffnen konnte. Immerhin nahm man hinter dem Eisernen Vorhang die 007-Spielereien so ernst, dass der KGB einiges davon nachbaute; man glaubte, sie seien Prototypen aus der wirklichen Spionagewelt.

In den Kinos sorgte Bond bald für Rekorde, man musste Karten reservieren, die Schlangen vor den Kinos gingen um Häuserecken, man sprach von der „Bonditis“.

Der Agent wurde der prägende Held der 60er Jahre. Männer schauten sich von ihm ab, was abzuschauen war. In den Bars wurden Martinis „geschüttelt, nicht gerührt“ bestellt; jeder Paul Meier oder sonstwie stellte sich mit „Mein Name ist Meier, Paul Meier“ vor, und das spätere 007-Bonmot zu Tiffany Case im Negligé, „Das ist aber ein hübsches kleines Nichts, das sie da beinahe anhaben“, wurde zum Standardspruch aller Möchtegern-Verführer. In Frankreich wurden Bond-Hemden und -Anzüge ein Verkaufsrenner, einheitliche Größenangabe „007“, Kindergröße „003,5“. Colgate kam mit einem Eau de Cologne „007“, das nach Tabak und Whisky duftete, auf den Markt, und Bally verkaufte einen „Bond-Mokassin“. Auch in Deutschland gab es →

Ein Quantum Klotz: Die normalen Hallen der Pinewood-Studios waren zu klein für Ken Adams Visionen. Um Platz für den U-Boot-fressenden Tanker in „Der Splon, der mich liebte“ zu schaffen, wurde 1976 die „Stage 007“ errichtet. Mit 114 Meter Länge, 48 Meter Breite und 12,50 Meter Höhe die größte Studiohalle in Europa

Der Agent wurde der prägende Held der Sechziger.
Männer schauten sich von ihm ab, was abzuschauen war



Die beiden Alten und der Neue: Cubby Broccoli, Harry Saltzman und Roger Moore plauschen am Set von „Leben und sterben lassen“ (1973)

007-Bettwäsche, -Krawatten, -Rasiersets, -Aufkleber für Autoscheiben, die dann aussahen, als hätten sie Einschusslöcher. Erstmals in der Filmgeschichte war eine Figur zu einer Marke geworden; mit Bond ließ sich nun auch Geld verdienen, wenn gar kein Film lief.

Und wenn sie liefen, schaufelten sie Geld in die Kassen. War ein Film abgedreht, konnte Connery beinahe schon vor die Kamera des nächsten laufen. Sein Schauspielern, fand er, war weniger gefragt. „Ich brauche nur die Konstitution eines Rugbyspielers, um die 19 Wochen aus Schwimmen, Prügeln und Knutschen zu überstehen“, beschwerte er sich einmal.

Nach „Feuerball“ war erstmals zwei Jahre Pause. 1967 kam dann „Man lebt nur zweimal“ in die Kinos, der großteils in Japan gedreht wurde und mit einer knalligen Schlacht in einem erloschenen Vulkan, dem Hauptquartier des Schurken Blofeld, endete. Der Vulkan war komplett in den Londoner Pinewood-Studios gebaut worden; mit 8,5 Millionen Dollar sprengte der Film alle bisherigen Bond-Budgets. Und so war es mehr die Ausstattung, die an „Man lebt nur zweimal“ beeindruckte, und weniger die Darsteller, allen voran Sean Connery, der seinen Bond sichtlich ermattet und von Technik erschlagen spielte. Das US-Magazin „Time“ bemerkte: „Connery scheint sich unwohl zu fühlen und wirkt müde, als ob er sagen wollte, dass dies sein letzter Bond sei. (...) Es ist Zeit aufzuhören.“ Das war weitsichtig. Sean Connery wollte nicht mehr. Erst mal nicht mehr.

Es war ihm zu viel geworden, Connery fürchtete, aus dem Bond-Käfig nie wieder herauszukommen. Wildfremde Menschen boten ihm Geld an und forderten ihn auf, auch ihre „Fälle“ zu lösen; er konnte sich nicht mehr unbelästigt auf der Straße bewegen, und es störte ihn, dass die Filme immer weniger Schauspiel und immer mehr Technik waren. Er hatte neben Bond ja auch andere Filme gedreht und spürte, dass er sich dort weiterentwickeln konnte. Ian Fleming war 1964 gestorben, und von nun an, so fürchtete Connery, konnte man mit Bond machen, was man wollte.

Albert R. Broccoli zögerte nicht lange und ersetzte Connery durch den australischen Dressman George Lazenby. Die Hoffnung: Das Bond-Rezept werde mit einem neuen Darsteller genauso funktionieren. „007 ist jetzt ein großes Geschäft – wir können nicht damit aufhören, nur weil Connery nicht mehr Bond sein will“, tönte er. „Im Geheimdienst ihrer Majestät“ von 1969 mit George Lazenby war erzählerisch und filmisch sicher einer der besten der Reihe. Aber er erfüllte nicht die Erwartungen an den Kinokassen, weil Lazenby das Publikum enttäuschte, ja vergaulte. Verschreckt riefen die Eon-Produzenten wieder bei Connery an. Der zögerte, sagte: „Ja, vielleicht“, und vergaß das „vielleicht“ für sagenhafte 1,25 Millionen Dollar Gage. „Diamantenfieber“ hieß der Film.

Nomen est omen, man merkte dem Film an, dass er Geld einspielen sollte. Bis auf den großartigen Titelsong „Diamonds Are Forever“ von Shirley Bassey bot die Inszenierung wenig Bemerkenswertes; selbst das mal wieder sprengfreudige Finale auf einer Bohrinself wirkte wie ein Zitat. Connery gab seinen Bond noch sehr gelassen und routiniert; man sah dem Ganzen aber an, dass die Bond-Rezeptur veraltet war und auch Connery nicht mehr überzeugen konnte.

Es waren die 70er Jahre, in Europa tagte die KSZE, in Deutschland wurde die Pornografie legalisiert, und in den USA sollte Richard Nixon 1974 über den Watergate-Skandal stürzen. Es gab zwar immer noch den Eisernen Vorhang, doch er wurde durchlässiger, die alten Feindbilder der 50er und 60er Jahre verblassten. Und bei Eon erinnerte man sich an den Mann, den sie 1962 schon mal für die Bond-Rolle haben wollten, der aber mit der TV-Serie „Simon Templar“ beschäftigt war und nun an der Seite von Tony Curtis in der Serie „Die 2“ spielte: Roger Moore.

Drei Jahre älter als Connery und mit einem ausgeprägten mimischen Witz beseelt, sollte Moores Bond der Reihe einen leicht anderen Kurs geben. Was er auch tat. „Leben und sterben lassen“ mit dem Titelsong von Paul McCartney & Wings war ein Signal an die junge Generation des Pop und der Wink, Bond bloß nicht allzu ernst zu nehmen. Zwar hatte auch Connery schon für Humor gesorgt. Aber Moore brachte eine neue Qualität ins Spiel. Er lief mit großer, wenn auch nicht tiefgründiger Spielfreude durch sieben Bond-Filme. „Ich war der erste echte Engländer, der im Geheimdienst Ihrer Majestät arbeitete. Und weil Bond keinen vorgeschriebenen Charakter hatte, brachte ich damals eben hauptsächlich mich selbst ein – wie ich aussehe, Facetten meiner Persönlichkeit; alles, was zum Charakter passte“, sagte Moore später.

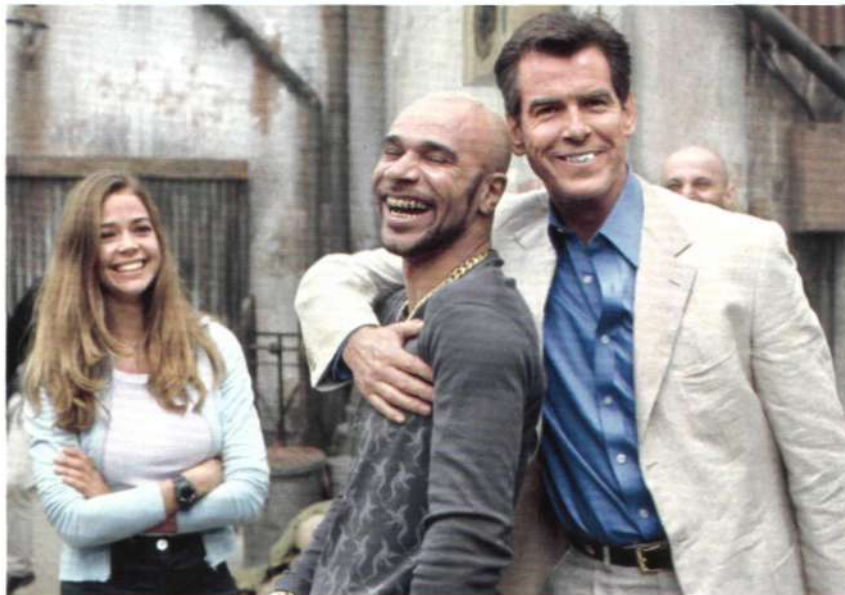
Dennoch, manche der Filme wirkten wie Fließbandproduktionen, einige Geschichten waren dünn, andere – wie die Weltall-Nummer „Moonraker“ – grotesk. Der zuerst feine Humor wich platten Scherzen, Witzfiguren tauchten auf, wie Sheriff J. W. Pepper oder der legendäre „Beißer“. Moores Sex war irgendwie aseptisch, frisch geduscht, und alle seine Abenteuer mit unterhaltsamer Harmlosigkeit überzog, beinahe schon Familienfilme. →

LEBENSILF MIT JAMES BOND. FOLGE 2: ERNÄHRUNG, TEIL 1

„Ein Engländer trinkt nie roten Wein zum Fisch“

(„Liebesgrüße aus Moskau“)

Roger Moore sollte der Reihe einen leicht anderen Kurs geben: Nehmt Bond bloß nicht allzu ernst



Bilder, die alles sagen: Der ernste, etwas dröge Bond Timothy Dalton prügelt sich im „Hauch des Todes“ (1987) mit dem Deutschen Andreas Wisniewski, der lockere, etwas glatte Bond Pierce Brosnan albert mit Denise Richards und Goldie am Set von „Die Welt ist nicht genug“ (1999) herum

1983 kam es dann zu einem einzigartigem Duell in den Kinos: Bond gegen Bond. Aufgrund eines juristischen Kuddelmuddels im Fleming-Nachlass hatte der Produzent Kevin McClory die Verfilmungsrechte an einigen Fleming-Geschichten. Ihm gelang es, den damals 52-jährigen Connery zu überreden, in „Sag niemals nie“ noch einmal 007 zu spielen – zeitgleich zu „Octopussy“ mit Roger Moore. Broccoli tobte und drohte, drei alte Connery-Filme in die Kinos zu bringen, „um zu zeigen, wie Connery mal ausgesehen hat“, was auch als Anspielung auf das Toupet verstanden wurde, das Connery vor der Kamera trug. Beide Filme wurden dennoch Erfolge, auch wenn Connery in „Sag niemals nie“ etwas staubig wirkte und Moore mit „Octopussy“ einen der albernsten Bonds ablieferte.

Zwei Jahre später wurde auch Roger Moore müde. Und vor allem grau, auf der Leinwand gut zu sehen. Bei Eon Productions arbeitete man daran, Bond mal wieder der neuen Zeit anzupassen. 23 Jahre nach dem ersten Film hatte sich das Kinopublikum fast komplett ausgewechselt, und nach den Albernheiten der letzten Filme glaubte Broccoli, Bond stiller, jünger und glaubwürdiger besetzen

zu müssen. Erst sollte es Pierce Brosnan sein, der war aber an die TV-Serie „Remington Steele“ gebunden, dann entschloss Broccoli sich, Timothy Dalton zu verpflichten, der – so die immer wieder betonte Qualität – Shakespeare-Darsteller sei. Die Geschichte ist schnell erzählt, Dalton drehte zwei Bond-Filme und konnte nicht überzeugen. Ihm fehlte alles, in manchen Szenen wirkte er ölig und ratlos, dann wieder übertrieben brutal.

1995 war Pierce Brosnan endlich frei und übernahm 007 als nun politisch korrekter Gentleman; ein Frauenfänger, wie sie bei Eon dachten. Er passte in die Zeit, und er hatte Format. Das Problem wurden die Drehbücher. „Goldeneye“, „Der Morgen stirbt nie“, „Die Welt ist nicht genug“, „Stirb an einem andern Tag“ – in den Jahren des sich rasant ausbreitenden Internets und neuer Technologien, der neuen Macht von Medien und weltweiten politischen Blockverschiebungen, waren die Bond-Stories zwar bemüht, an die Wirklichkeit anzudocken, verhedderten sich aber im Abstrusen, aberwitzigen technischen Einfällen und fast schon brutaler Werbung. Wie Connery schon früh gefürchtet hatte, erschien Brosnan immer mehr als Statist in den Product-Placement-Orgien, die Eon veranstaltete. BMW-Autos, Sony-Ericsson-Handys, Omega-Uhren – manche Szenen wirkten wie Werbespots, andere wie Satire. Die Krönung des Unsinn war ein unsichtbares Auto, ein hässlicher Eispalast und eine sagenhaft dämliche Kitesurf-Einlage in „Stirb an einem anderen Tag“.

Das Murren im Publikum war groß, konnte man sich doch gegen die überfrachtete Warenschau kaum noch wehren. Janet Maslin ahnte in der „New York Times“, dass „das Publikum gelangweilt sein muss, ständig auf Sponsorenlabel zu schauen“. Wer jung war, den Mythos Bond noch nicht kannte, der konnte mit diesem Mann im Brioni-Anzug kaum etwas anfangen. In den Kinos lief schon der erste Film der „Bourne“-Reihe mit Matt Damon als Geheimagent, und in „Spy Game“ führten Brad Pitt und Robert Redford vor, wie realistisch Spionagegeschichten sein können. Agenten waren auf einmal glaubwürdig, echt, brutal – und sie spielten nach guten Drehbüchern. Und nicht wie Brosnan, der mitunter aussah wie ein Friseur. Und zu dem Madonna auch noch ein fragwürdiges Lied sang. „Die Another Day“, ein Titel wie eine Gnade, eine letzte.

Der Vater und Pate der Bond-Filme, Albert R. Broccoli, starb 1996, die Erben, seine Tochter Barbara und sein Stiefsohn Michal Wilson, übernahmen die Eon-Geschäfte. Sie drehten noch drei 007-Geschichten mit Brosnan, denn trotz aller Kritik verdienten die Filme sehr viel Geld. Der Mythos lebte noch. Doch die Veränderung der Kinokultur und der Druck anderer Filme und Filmstile zwang die Erben zum Handeln. Niemand konnte sich nach „Stirb an einem anderen Tag“ noch einen weiteren Brosnan-Einsatz vorstellen. Niemand außer Pierce Brosnan.

Und so kam es wieder mal zu einer, sagen wir, unfreundlichen Entlassung. Als 2005 in London Daniel Craig als nächster und sechster Bond vorgestellt wurde, machte zwar auch Brosnan, wie zuvor George Lazenby und Timothy Dalton, gute Miene zum bösen Spiel und

2002 lief „Die Bourne Identität“ in den Kinos. Agenten waren auf einmal glaubwürdig, echt, brutal

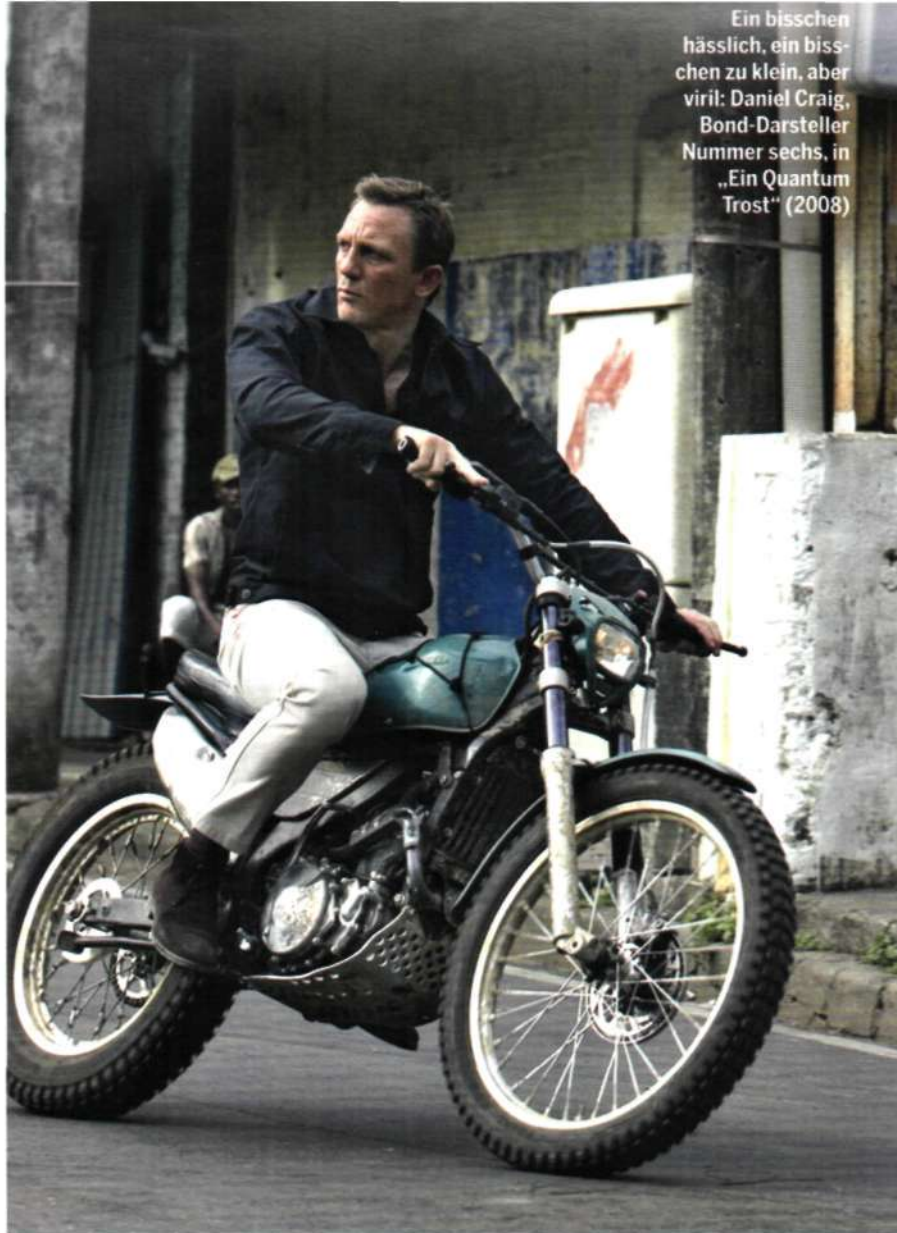
wünschte seinem Nachfolger alles Gute. Aber es war ein offenes Geheimnis, dass er seinen Bond gern weitergespielt hätte.

Wenn ein Bond-Darsteller ein Statement ist, dann war nach Sean Connery Daniel Craig das größte Statement. Ein bisschen hässlich, ein bisschen zu klein, aber viril, einer, mit dem Mann im wahren Leben keinen Streit haben möchte. Sein erster Film, „Casino Royale“, war auch ein Statement, denn es war die erste Geschichte, die Ian Fleming für und mit Bond erfunden hatte und die mit jenen Worten „Um drei Uhr morgens ist der Geruch nach Parfüm, Rauch und Schweiß betäubend“ anfang. Zurück zu den Anfängen also. Mit einem Bond, der mehr als alle anderen der Fleming-Beschreibung nahe kam. Wortkarg, brutal, mit nur hauchfeinem Humor. „Er hat den Mantel von 007 übergestreift, und das Resultat ist ein dem Tode trotzender, Sportwagen fahrender, weibliche Rücken liebkosender und Cocktailrezepte präzisierender Triumph“, schrieb damals der britische „Guardian“.

Mit Daniel Craig, das war offensichtlich, wollten die Produzenten James Bond nicht variieren, sondern neu oder besser zurückfinden. Craig war 37 und Sohn eines Stahlarbeiters und einer Kunstlehrerin aus dem englischen Chester. Er hatte schon einige Filme gedreht, war aber noch kein großer Star. Alles beste Voraussetzungen, eine Figur mit neuem, eigenem Leben zu füllen. Die Proteste der Bond-Fans irritierten zwar, brachten Craig und Eon aber nicht vom Weg ab. Die Fangemeinde hielt Craig nicht für geeignet, zu klein, zu hart, zu blond, und ein Auto mit Schaltung könne er auch nicht fahren, hieß es, nur Automatik, die Memme. Was böse klang, war aber ein gutes Zeichen, denn immerhin gab es noch eine Fangemeinde, immerhin gab es noch einen Hunger nach James Bond.

Craigs erster Einsatz brachte die Kritiker sofort zum Verstummen. „Casino Royale“ und danach „Ein Quantum Trost“ waren beachtliche Kassenerfolge, auch wenn Letzterer einen wirren Titel hatte und von Regisseur Marc Forster in irrwitziger Schnittfolge inszeniert wurde. Es war eine vielleicht etwas übertriebene Anbiederung an das moderne Actionkino, aber auch eine hochbrisante politische Geschichte um einen Schurken, der ein Land in Lateinamerika mit Wasservorräten erpressen will. Ein Schurke, der auch noch von der CIA geschützt wird, weil er den Amerikanern weltpolitisch nützt. Keine Todesstrahlen, Lasersatelliten, U-Boot-Schlachten oder Duelle im Weltall mehr, mit Craig war Bond wieder auf dem rauen Boden angekommen. „Ich lächle, wenn ich töte“, sagt Craig. Selbst die alten, teils staubigen Bond-Elemente waren nicht heilig. Als ein Barkeeper Bond in „Casino Royale“ fragt, ob er seinen Martini gerührt oder geschüttelt möchte, blafft Bond ihn an: „Sehe ich so aus, als ob mich das interessiert?“ Craig – ein Bond 2.0.

Man mag darüber spekulieren, ob James Bond jemals die Strahlkraft erlangt hätte, die ihn 50 Jahre in den Kinos hielt, wenn nicht Sean Connery, sondern David Niven oder Cary Grant dem Agenten seine Figur und sein Charisma gegeben hätten. Zum Glück war es Connery. Und Craig ist sein würdiger Erbe. Man mag unter den 23 Filmen viele großartige, ein paar schwache und auch seltsame finden – aber 007 ist und bleibt ein Popstar. Mit seiner Coolness, seinen Ritualen, den Bond-Songs, den Gadgets und der Action hat Bond wie keine andere Filmfigur im Kino für Kontinuität gesorgt. Man



Ein bisschen hässlich, ein bisschen zu klein, aber viril: Daniel Craig, Bond-Darsteller Nummer sechs, in „Ein Quantum Trost“ (2008)

freut sich immer auf ein Wiedersehen. In Zeiten wie heute ist das selten, wenn nicht sogar einzigartig.

51 Jahre nach Bonds „Entdeckung“ an der Straßenecke, wieder im Sommer, geht ein Mann durch die Halle des Londoner Hotels Claridge's ganz in der Nähe. Er sagt kein Wort, sein Blick ist angestrengt, sein Gang stählern, die kräftigen Arme stehen leicht vom Körper ab. Alle schauen ihm nach, man flüstert, man kennt den Mann. Daniel Craig. „Ja“, sagt Barbara Broccoli, „es war damals genauso wie heute. Mein Vater erkannte den richtigen Bond an Connerys Art zu gehen, und man sieht ja, wie sich die Menschen heute nach Daniel Craig umdrehen.“ Sagt sie und dreht sich selbst nach Daniel Craig um. „Skyfall“ ist der nächste Bond-Film. Und wie schon zuvor, hat diesmal Regisseur Sam Mendes die Bond-Schraube weitergedreht. Schon in den ersten Minuten wird auf 007 geschossen, und er wird schwer getroffen. Wer Bond kennt, erschrickt, denn zum ersten Mal weht ein wirklicher Hauch des Todes in den Film, und man muss an Ian Fleming denken, der auch schon einmal überlegte, James Bond auf dem Papier sterben zu lassen. Damals war es Broccoli, der ihm auf die Finger haute: „Sei nicht dumm, Mann. Wenn du ihn erst mal umgebracht hast, kannst du ihn nie wieder zum Leben erwecken.“

Und so ist es auch in „Skyfall“. Nach quälenden Minuten steht 007 wieder auf. Und am Ende des Films wird es wie immer heißen: „James Bond will return.“ ✱

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 3: AN DER KINOKASSE

„Seien Sie ganz ruhig. Überlassen Sie das Reden mir“

(„Dr. No“)

Sixpack

Sparen wir uns die unnötigen Details, und beschränken wir uns auf die Fakten: alle Bond-Darsteller im Überblick

SEAN CONNERY

Der Ur-Bond wurde am 25. August 1930 in Edinburgh als Thomas Connery geboren. Der Vater war Fernfahrer, die Mutter Putzfrau. Der glühende schottische Patriot, ein passionierter Bodybuilder, nahm 1953 an der Wahl zum „Mr. Universum“ teil. Seine erste Hauptrolle als Schauspieler hatte er 1958 an der Seite von Lana Turner. Jenseits von Bond spielte er unter anderem in Hitchcocks „Marnie“ (1964), „Der Name der Rose“ (1986), „The Untouchables“ (1987, Oscar als bester Nebendarsteller) und „The Rock“ (1996). 2005 beendete er offiziell seine Karriere. Sein Sohn Jason (geboren 1963) arbeitet ebenfalls als Schauspieler. Connery lebt mit seiner zweiten Frau Micheline Roquebrune auf den Bahamas.

GEORGE LAZENBY

„Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ stand er nur einmal, anschließend wirkte der am 5. September 1939 geborene Australier in diversen (meist vergessenswerten) TV- und Kinoproduktionen mit. Das Bond-Intermezzo blieb sein bester Film. Lazenby war von 2002 bis 2008 mit der ehemaligen Weltklasse-Tennispielerin Pam Shriver verheiratet und lebt in Los Angeles.

ROGER MOORE

Sein Vater war Polizist, er wurde Agent: Am 14. Oktober 1927 in London geboren, kam Roger Moore als Statist zum Film. 1953 ging er die USA und trat am Broadway auf. Der Durchbruch gelang ihm ab 1962 mit der Krimiserie „Simon Templar“. Neben Tony Curtis spielte Moore 1971 und 1972 in der Krimireihe „Die 2“, ehe er ab 1973 der 007-Rolle einen Gentleman-Touch verpasste. Wichtige Projekte danach muss man mit der Lupe suchen: Am ehesten überzeugte er noch in „Die Wildgänse kommen“ (1978) und als kauziger Antiterror Spezialist in „Sprengkommando Atlantik“ (1979). Moore, Vater von drei Kindern, engagiert sich seit 1991 als Unicef-Botschafter. Mit seiner vierten Ehefrau Kristina Tholstrup lebt er in Monaco und der Schweiz.

TIMOTHY DALTON

Der gebürtige Waliser, Jahrgang 1946, hatte sich vor seinem doppelten 007-Auftritt vor allem in Shakespeare-Stücken als Theaterschauspieler profiliert. Nach Bond kehrte er auf die Bühne zurück und spielte in mehreren TV-Serien, seine Kinokarriere (unter anderem Nebenrollen in „Hot Fuzz“ und „The Tourist“) entwickelte sich nur zaghaf. Dalton hat einen Sohn von einer russischen Musikerin, bleibt aber unverheiratet. Und ist großer Fan von Manchester City.

PIERCE BROSNAN

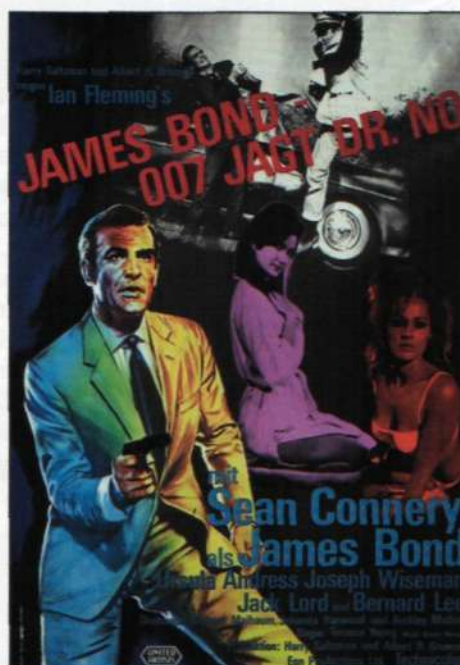
Über mangelnde Aufträge konnte sich der 1953 in der Nähe von Dublin geborene Ire nie beklagen. Er spielte bereits in jungen Jahren viel Theater, reüssierte im Fernsehen, unter anderem als Privatdetektiv Remington Steele, und trat auch während seiner insgesamt vier Einsätze als 007 in mehreren Filmen auf („Dante's Peak“, „Die Thomas Crown Affäre“, „Der Schneider von Panama“). Sein größter kommerzieller Erfolg, noch vor Bond: die Musicalkomödie „Mamma Mia!“. Privat gilt das Einzelkind Brosnan als Familienmensch. Er hat drei Söhne, zwei adoptierte Kinder und ist mit einer US-Journalistin verheiratet. Brosnans erste Ehefrau starb 1991 an Krebs – in seinen Armen.

DANIEL CRAIG

Ein veritabler Bühnen- und Filmschauspieler war er längst, als er 2005 Bond Nummer sechs wurde – der zweite Engländer nach Roger Moore. Seit 1992 hatte Craig, geboren am 2. März 1968 in Chester und Absolvent der Londoner Guildhall School of Music and Drama, bereits in über 30 TV- und Kinofilmen mitgewirkt. Höhepunkte: „Elizabeth“ (1998), „Road to Perdition“ (2002) von Sam Mendes, der auch den neuen Bond „Skyfall“ inszenierte, das coole Gangsterstück „Layer Cake“ (2004) und Steven Spielbergs „München“ (2005). Zuletzt spielte er in der Stieg-Larsson-Adaption „Verblendung“. Craig ist seit dem 22. Juni 2011 mit Kollegin Rachel Weisz verheiratet. Tochter Ella, geboren 1992, stammt aus erster Ehe.

For Your Eyes Only

Volltreffer und
Rohrkrepierer:
sämtliche Bond-
Missionen in der
Manöverkritik



James Bond – 007 jagt Dr. No
(1962)

Regie: Terence Young
Titel song: Bond-Thema (Monty Norman)
007: Sean Connery
Bond-Girl: Honey Rider (Ursula Andress)
Schurke: Dr. No, deutsch-chinesischer Wissenschaftler, Mitglied der Verbrecherorganisation Spectre (Joseph Wiseman)
Teuflischer Plan: Vernichtung des US-Raketenprogramms
In der Trickkiste: Walther PPK, Geigerzähler
Schönster Schauplatz: Gegend um Ocho Rios, Jamaika
Unvergesslich: Honey steigt aus dem Meer
Ging gar nicht: Bond, noch ohne eigenes Auto, benutzt einen Mietwagen
Lagebericht: Nach genau sieben Minuten und siebenunddreißig Sekunden passiert es: Die hübsche Lady, die gerade am Spieltisch von einem Herren im Smoking beim Baccara ausgenommen wird, sagt: „Ich bewundere Ihr Glück, Mister...“ Die Kamera zeigt das Gesicht des Mannes, Zigarette im Mundwinkel, umwerfend gut aussehend: „Bond. James Bond“. Eine der größten Ikonen der Popkultur und des Kinos ist geboren, die Weltkarriere des relativ unbekannten schottischen Ex-Milchmannes, Möbelpolierers und Bodybuilders Sean Connery startet. Sexy, skrupellos und sarkastisch, kreierte er einen neuen Heldentypus. Seine coole, elegante Erscheinung hat er Regisseur Terence Young zu verdanken, einem englischen Gentleman, der als Typberater den Rohdiamanten aus Edinburgh stilvoll zum Funkeln brachte.



Liebesgrüße aus Moskau
(1963)

Regie: Terence Young
Titel song: Vorspann: instrumental; Abspann: „From Russia With Love“ (Matt Monro)
007: Sean Connery
Bond-Girl: Tatjana Romanowa (Daniela Bianchi)
Schurken: Rosa Klebb (Lotte Lenya) und Red Grant (Robert Shaw), Spectre-Mitglieder
Teuflischer Plan: britischen und sowjetischen Geheimdienst gegeneinander ausspielen, um eine Dechiffriermaschine zu erbeuten
In der Trickkiste: Autotelefon, Aktenkoffer mit 20 Patronen, 50 Goldstücke, Messer und Tränengasbombe
Schönste Schauplätze: Istanbul, Venedig
Unvergesslich: Rosa Klebb's Giftdolch im Schuh, Schlägerei zwischen Bond und Grant im Abteil des Orientexpress
Ging gar nicht: die Prügelei zweier Zigeuner-Grazien
Lagebericht: Bevor die Bond-Abenteuer in den folgenden Jahren kontinuierlich eskapistischer und comicartiger werden sollten, liefert Terence Young einen gradlinigen, clever konstruierten und hartgesottene Spionage-Thriller ab. Und einen der besten Filme der Reihe. Wobei die Besetzung der 007-Gegenspieler mit der Brecht'schen Bühnenlegende Lotte Lenya und dem kantigen Shakespeare-Schauspieler Robert Shaw zu den größten Casting-Geniestreichen der Serie gehört. Seinen ersten Einsatz absolviert Desmond Llewelyn als Bonds Gadget-Meister Q – der Beginn einer wunderbaren, 17 Filme währenden Hassliebe.





Goldfinger
(1964)

Regie: Guy Hamilton
Titelsong: „Goldfinger“ (Shirley Bassey)
007: Sean Connery
Bond-Girl: Pussy Galore (Honor Blackman)
Schurke: Auric Goldfinger, Milliardär (Gert Fröbe)
Teuflischer Plan: radioaktive Verseuchung der amerikanischen Goldreserven in Fort Knox
In der Trickkiste: Aston Martin DB5 mit Schleudersitz, MGs, drehbarem Nummernschild, Reifenschlitzer und, und, und ...
Schönster Schauplatz: Furkapass in den Schweizer Alpen
Unvergesslich: 007 im weißen Smoking unterm Tauchernetz, Goldfingers Laser, der Aston Martin, die goldüberzogene Shirley Eaton, Oddjobs mörderische Melone
Ging gar nicht: Bond im hellblauen Frottee-Einteiler
Lagebericht: Mit der dritten Mission wird James Bond zum globalen Phänomen. Und mit seiner Plot-Struktur, Pre-Title-Sequenz, dem grafischen Vorspann plus Titelsong und den Gadgets zur Blaupause für seine Nachfolger. Kein 007-Abenteuer enthält mehr ikonografische Momente, in keinem waren sämtliche Zutaten so perfekt aufeinander abgestimmt. Bis heute gilt „Goldfinger“ als unerreichter Höhepunkt der Serie. Zugleich markiert der Film den Beginn von Bond als verkaufsträchtiger Marke. Sammelkarten, Schuhe und das Aston-Martin-Spielzeugauto von Corgi Toys sorgten für Millionenumsätze. Einen Oscar gab's übrigens auch, für den besten Tonschnitt.



Feuerball
(1965)

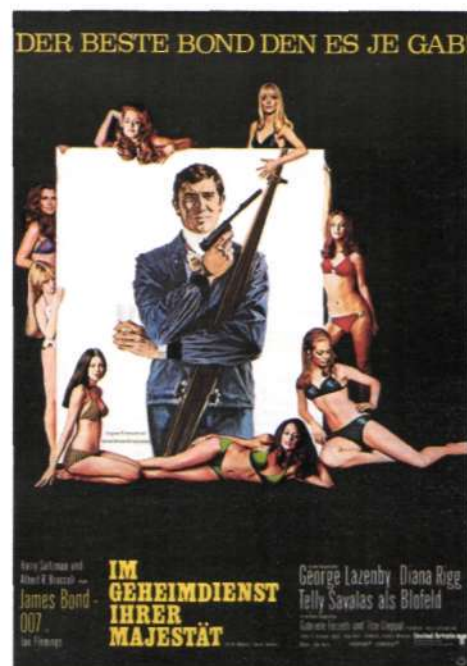
Regie: Terence Young
Titelsong: „Thunderball“ (Tom Jones)
007: Sean Connery
Bond-Girl: Domino (Claudine Auger)
Schurke: Emilio Largo, Nr. 2 bei Spectre (Adolfo Celi)
Teuflischer Plan: Weltmächte mit geklauten Atombomben um 100 Millionen Pfund in Diamanten erpressen
In der Trickkiste: Raketenrucksack, der Aston Martin, Infrarot-Unterwasserkamera, Sauerstoffstäbchen
Schönster Schauplatz: Bahamas
Unvergesslich: Bonds Abflug mit dem Raketenrucksack, Largs Yacht „Disco Volante“, die durch das Ausklinken des Hecks zum rasend schnellen Tragflächenboot mutiert, der zehnminütige Unterwasser-Showdown
Ging gar nicht: die lausige Hintergrundprojektion beim Finalkampf Bond vs. Largo auf der „Disco Volante“
Lagebericht: Durch den künstlerischen und kommerziellen Erfolg von „Goldfinger“, sowie die weltweite Bond-Hysterie gilt die Maxime: Jeder Bond-Film muss spektakulärer, origineller und pfiffiger werden als der Vorgänger. Zumindest vom Aufwand her erfüllt „Feuerball“, gedreht im Breitwandverfahren, das Plansoll. Er kostet 5,5 Millionen Dollar, beinahe so viel wie die drei bisherigen zusammen. Bis heute gehen die Meinungen auseinander, ob der Film zu den herausragendsten der Reihe gehört. Mit der traumhaften Bahamas-Kulisse und den sensationellen Unterwassersequenzen aber sicherlich zu den schönsten. Und ist, inflationsbereinigt, noch immer der erfolgreichste Bond aller Zeiten.



Man lebt nur zweimal
(1967)

Regie: Lewis Gilbert
Titelsong: „You Only Live Twice“ (Nancy Sinatra)
007: Sean Connery
Bond-Girl: Kissy Suzuki (Mie Hama)
Schurke: Ernst Stavro Blofeld (Donald Pleasence), Spectre-Boss
Teuflischer Plan: durch das Abfangen amerikanischer und sowjetischer Raumkapseln den Dritten Weltkrieg auslösen
In der Trickkiste: Mini-Hubschrauber „Little Nellie“, Raketenzigarette, elektronisches Gerät zum Safeöffnen
Schönster Schauplatz: die japanische Insel Kyushu
Unvergesslich: Bonds Luftkampf mit „Little Nellie“, Blofelds Raketenbasis im Vulkan – und dessen Pulverisierung beim Showdown
Ging gar nicht: Bond, zurechtgemacht als Japaner
Lagebericht: The sky is the limit – Blofeld pflückt Raumkapseln aus dem Orbit und residiert in einem erloschenen Vulkan, den der geniale Produktionsdesigner Ken Adam für eineinhalb Millionen Dollar bauen lässt. Der vorläufige Höhepunkt der Bond-Megalomanie. Erstmals ist 007 in Asien, genauer Japan, unterwegs, wo Reporter und Fans der Crew – und vor allem Sean Connery – das Leben zur Hölle machen. Der verkündet noch während der Dreharbeiten seinen Abschied vom MI6, und irgendwie meint man, Spurenelemente seines Überdresses im Film zu spüren. Karin Dor darf sich freuen, ihn als erstes und einziges deutsches Bond-Girl küssen zu dürfen.





Im Geheimdienst Ihrer Majestät (1969)

Regie: Peter Hunt

Titelsong: Vorspann: instrumental; Song (während des Films): „We Have All The Time In The World“ (Louis Armstrong)

007: George Lazenby

Bond-Girl: Tracy Di Vincenzo (Diana Rigg)

Schurke: Ernst Stavro Blofeld, Spectre-Boss (Telly Savalas)

Teuflischer Plan: die Welt mit einem Supervirus verseuchen

In der Trickkiste: Safeknack-Automat mit integriertem Kopierer

Schönster Schauplatz:

Schilthorn bei Mürren, Schweizer Alpen

Unvergesslich:

Bond heiratet – und seine Braut wird erschossen, Willy Bogners bahnbrechende Ski-Actionaufnahmen, 007 im Schottenrock, der Kampf Blofeld/Bond im Bob-Kanal

Ging gar nicht: George Lazenby (ist aber durchaus diskussionswürdig)

Lagebericht:

„Das wäre dem anderen nie passiert“, sagt der neue Bond George Lazenby in Anspielung auf Sean Connery, als er anfangs Tracy vor zwei Häschern rettet und das Mädchen einfach abhaut. Auch sonst gilt die einzige 007-Regiearbeit des bewährten Bond-Cutters Peter Hunt als ungewöhnlichster Beitrag der Serie. Der Film ist, trotz mitreißender alpiner Actionszenen, weniger aufwendige Materialschlacht als ein emotionaler, romantischer Thriller, durchwirkt von einer berührenden Melancholie. Folge: Das Publikum reagiert mit Liebesentzug. Mittlerweile gilt „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ aber völlig zu Recht als einer der fünf besten Bond-Filme.



Diamantenfieber (1971)

Regie: Guy Hamilton

Titelsong: „Diamonds Are Forever“ (Shirley Bassey)

007: Sean Connery

Bond-Girl: Tiffany Case (Jill St. John)

Schurke: Ernst Stavro Blofeld, Spectre-Boss (Charles Gray)

Teuflischer Plan:

die Nuklearmächte mit einem diamantenbesetzten Lasersatelliten erpressen

In der Trickkiste:

Fingerabdruckfolie, Seilschusspistole, Stimmenmodulator

Schönster Schauplatz:

Las Vegas, Wüste von Nevada

Unvergesslich:

Bonds Stunt auf zwei Rädern mit dem roten Mustang, Showdown auf der Bohrinself, 007 vs. Bambi & Klopfer

Ging gar nicht:

das nervig tuntige Killerpärchen Mr. Wint/Mr. Kidd

Lagebericht:

Er machte ein Angebot, das sie nicht ablehnen wollten: Für seine einmalige Rückkehr bekam Sean Connery die damals astronomische Summe von 1,25 Millionen Dollar (heute circa 7 Millionen Dollar) – und steckte die Gage fast komplett in den Scottish International Educational Trust zur Ausbildung junger Talente. Guy Hamilton wurde engagiert, um die guten alten „Goldfinger“-Zeiten wieder aufleben zu lassen. Half aber nichts. Connery ist zwar gewohnt charismatisch, aber nicht mehr so viril, Jill St. John ein zu braves Bond-Girl und Charles Gray als Blofeld ziemlich blass. Insgesamt verströmt der Film kaum Stil und Flair.



Leben und sterben lassen (1973)

Regie: Guy Hamilton

Titelsong: „Live And Let Die“ (Paul McCartney & Wings)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Solitaire (Jane Seymour)

Schurke: Dr. Kananga, Bananenrepublik-Diktator und Drogen-Lord (Yaphet Kotto)

Teuflischer Plan:

die USA mit Gratis-Heroin fluten, um später das Markt-Monopol zu erringen

In der Trickkiste:

magnetische Rolex mit Mini-Kreissäge, Abhörwanzen-Sucher, Taschenmorsegerät

Schönster Schauplatz:

New Orleans, Bayous von Louisiana

Unvergesslich:

die Motorbootjagd durch die Bayous, der rasierte Doppeldecker-Bus, der metallene Kneifarm von Kanangas Vasall Tee Hee

Ging gar nicht:

der eher alberne als furchteinflößende Voodoo-Priester Baron Samedi

Lagebericht:

Das Debüt des verschmutzten, softeren Roger Moore (der schon 1962 Kandidat gewesen war, aber wegen der TV-Serie „Simon Templar“ absagen musste) geht einher mit einer Auffrischung der Reihe. Dem 70er-Trend der erfolgreichen, sogenannten „Blaxploitation“-Filme folgend, ist 007 im Umfeld der afro-amerikanischen Kultur unterwegs, scharwenzelt erstmals mit einem schwarzen Bond-Girl, Tarot- und Voodoo-Schnickschnack gibt's obendrauf. Alles in allem ein bodenständiges, exotisches Abenteuer. Der großartige, rockige Titelsong von Paul McCartney war für einen Oscar nominiert.





Der Mann mit dem goldenen Colt
(1974)

Regie: Guy Hamilton

Titelsong: „The Man With The Golden Gun“
(Lulu)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Mary Goodnight (Britt Eklund)

Schurke: Profikiller Francisco Scaramanga (Christopher Lee)

Teuflischer Plan: mit einem kleinen, revolutionären Solarstromgerät die künftige Energieversorgung der Menschheit bestimmen

In der Trickkiste:

Scaramangas goldener Colt-Bausatz und sein Flugzeug-Auto

Schönster Schauplatz:

Ko Khao Phing Kan, Thailand, heute berühmt als „James Bond Insel“

Unvergesslich:

Screamängas dritte Brustwarze, die surreal anmutende M16-Dependence in einem quer liegenden Passagierdampfer-Wrack vor Hongkong, Bonds Salto-Autostunt

Ging gar nicht:

Scaramangas zwergwüchsiger Assistent
Schnick Schnack, Bond ohne einziges Gadget
Lagebericht:

Alles wirkt irgendwie aus Pappe und Plastik. Außer Roger Moore, der kommt ziemlich hölzern daher und nuckelt ständig an einer Zigarre. Guy Hamiltons letzte 007-Mission ist der Tiefpunkt der Reihe. Zeitgemäß zwar (Energiekrise, der durch Bruce Lee grassierende Martial-Arts-Trend), aber träge inszeniert, höhepunktarm und mit einem albernem Showdown in Scaramangas Kirmes-Kabinett. Mit aristokratischer Haltung hält sich immerhin Christopher Lee wacker. Der Titeldarsteller ist übrigens ein Cousin von Ian Fleming.



Der Spion, der mich liebte
(1977)

Regie: Lewis Gilbert

Titelsong: „Nobody Does It Better“
(Carly Simon)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Major Anja Amasowa (Barbara Bach)

Schurke: Karl Stromberg, Reeder und
Milliardär (Curd Jürgens)

Teuflischer Plan: Vernichtung der Welt mittels aus U-Booten geklauter Atomraketen

In der Trickkiste: U-Boot-Auto Lotus

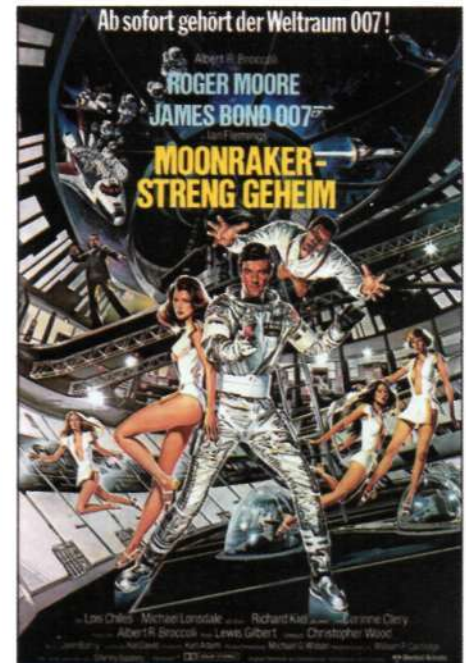
Esprit, Fernschreiber in Digitalarmbanduhr

Schönster Schauplatz: Pyramiden von Gizeh, Ägypten

Unvergesslich: Skisprung mit Union-Jack-Fallschirm, Beißer und sein Gebiss, Strombergs Unterwasserbasis Atlantis

Ging gar nicht: alle Zeitlupen-Aufnahmen
Lagebericht:

Es bleibt für alle Zeiten ein großer Bond-Moment, wenn der Agent auf Skiern in die Tiefe stürzt und dann, musikalisch begleitet vom 007-Thema, den Fallschirm mit dem Union Jack öffnet. Leider quält sich der Film nach furiosem Auftakt wie eine Agentenklammer von einem schlüpfrigen Altherrenspruch zum nächsten. Wir lernen, dass eine russische Spitzenagentin nicht mal richtig Auto fahren kann und dass Beißer buchstäblich nicht totzukriegen ist. In Strombergs Reich bleiben allein die technischen Feinheiten in Erinnerung, zumal Curd Jürgens als eiskalter Massenmörder seltsam blass bleibt. Für die Supertanker-Szenen baute United Artists zusammen mit Eon die größte Filmhalle der Welt – 102 Meter lang, 48 Meter breit, 15 Meter hoch. Ihr Name: 007 Stage.



Moonraker – Streng geheim
(1979)

Regie: Lewis Gilbert

Titelsong: „Moonraker“ (Shirley Bassey)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Holly Goodhead (Lois Chiles)

Schurke: Hugo Drax, milliardenstarker Industrieller (Michael Lonsdale)

Teuflicher Plan: von einer Raumstation aus die Menschheit ausrotten und die Erde mit einer neuen Herrenrasse bevölkern

In der Trickkiste:

Armbanduhr mit Sprengsatz, Armband-
Pfeilschussgerät, Zigarettenetui mit Röntgen-

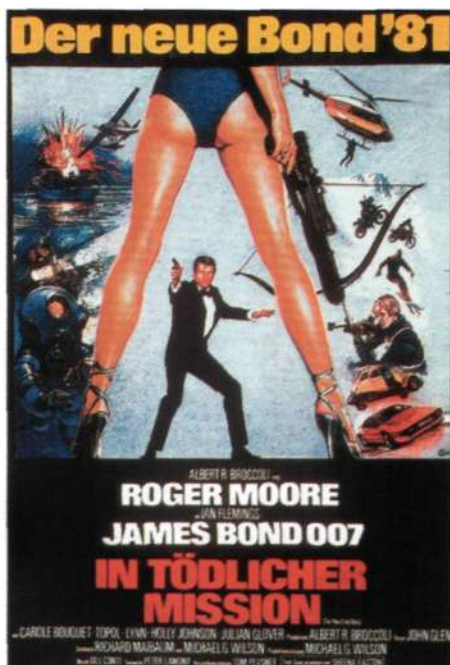
Safeknacker, Boot mit Wasserbomben,
Mini-Torpedos und integriertem Paraglider

Schönster Scha

Unvergesslich:
Bond mit der Luftkissen-Gondel auf dem Markusplatz, Bond vs. Beißer auf der Seilbahn, Showdown in der Raumstation

Ging gar nicht: Bonds muffige Herrenwitze

Lagebericht: Gleich zu Beginn explodiert ein Jumbo-Jet, und mit dieser Schlagzahl geht's weiter. Kaum eine Minute, in der nicht etwas passiert. Produktionsdesigner Ken Adam durfte bei seinem letzten 007-Einsatz noch mal richtig am großen Rad drehen und u. a. eine gigantische Raumstation entwerfen. George Lucas hatte 1977 mit seinem „Krieg der Sterne“ ein neues Filmzeitalter eingeläutet, da musste Bond als bewährter Vorreiter im Actionkino natürlich nachziehen. „Moonraker“ war mit 30 Millionen Dollar doppelt so teuer wie sein Vorgänger und in seiner Gigantomanie völlig irrwitzig. Aber extrem kurzweilig, unterhaltsam und definitiv besser als sein Ruf.



In tödlicher Mission

(1981)

Regie: John Glen

Titel song: „For Your Eyes Only“ (Sheena Easton)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Melina Havelock (Carole Bouquet)

Schurke: Aristoteles Kristatos, Milliardär (Julian Glover)

Teuflicher Plan: den Russen ein von den Briten gestohlenen Zielgerät für Atomraketen verkaufen

In der Trickkiste: Phantombild-Computer „Identigraf“, explosiv-diebstahlgeschützter Lotus Esprit

Schönster Schauplatz: Korfu, Cortina D'Ampezzo

Unvergesslich: Der gelbe Citroën 2CV als Bond-Auto, die Verfolgungsjagd auf Skiern in der Bobbahn, ein Papagei telefoniert mit Maggie Thatcher.

Ging gar nicht: Bibi, die eiskunstlaufende Nervensäge; die Plastik-Unterwasserruinen

Lagebericht: Nach dem überbordenden „Moonraker“ kehrt fast so etwas wie Realismus zurück. Geschichte? Mau. Bösewicht? Auch. Und Moore genügt Normalform, um dem Agenten routinierte Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die Höhepunkte sind die Stunts: Die von Willy Bogner gedrehte Verfolgungsjagd in der Bobbahn bleibt ein Klassiker – ebenso wie 007 in der gelben Ente. Auch dieser Film ging ins Geld: Die Mönche des griechischen Klosters, in dem sich Kristatos verschanzen sollte, mochten der Film-Philosophie nicht folgen und verweigerten die Drehgenehmigung. Deshalb mussten zahlreiche Klosterszenen im Studio gedreht werden.



Octopussy

(1983)

Regie: John Glen

Titel song: „All Time High“ (Rita Coolidge)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Octopussy (Maud Adams)

Schurke: Kamal Khan, afghanischer Prinz (Louis Jordan), Orlov, irrer Sowjetgeneral (Steven Berkoff)

Teuflicher Plan: eine Atombombe in einem westdeutschen Nato-Stützpunkt zünden

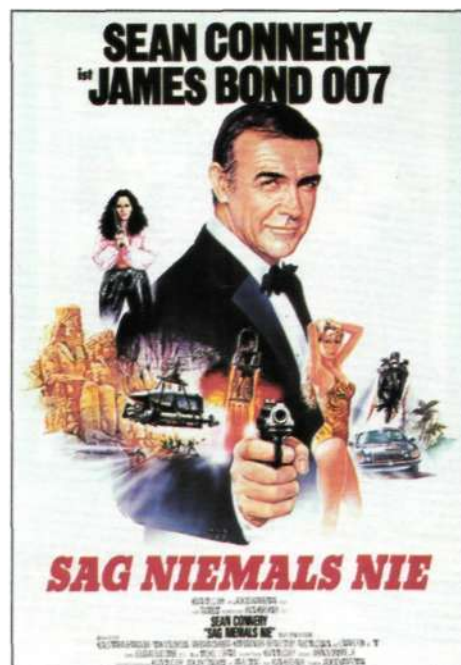
In der Trickkiste: Füller mit Salzsäure-Kapsel und Funkempfänger, Armbanduhr mit Peilsender und Mini-Bildschirm

Schönster Schauplatz: Udaipur, Indien

Unvergesslich: die Pre-Title-Sequenz, in der Bond im Mini-Jet einer Lufrakete entkommt, die dann einen Flugzeughangar pulverisiert

Ging gar nicht: Bond schwingt an der Liane durch den Wald und stößt einen Tarzanschrei aus, 007 im Gorillakostüm und später als Clown verkleidet

Lagebericht: Schon der nach Bond-Porno-Parodie klingende Titel lässt ungute Gefühle aufkommen. Das Erregungspotenzial hält sich allerdings in Grenzen. Angefangen bei Roger Moore, der sich im Geiste schon von 007 verabschiedet hat und etwas müde den überlangen Film bewältigt. Durch den Plot vor exotischer Kulisse hallt das Echo des Nato-Doppelbeschlusses, die Achtziger feiern Urstände mit Schulterpolstern, Dauerwellen und silberner Seidenbettwäsche. Robert Brown übernimmt als M für den verstorbenen Bernard Lee, die Titelrolle spielt die Schwedin Maud Adams, bereits Bond-Girl in „Der Mann mit dem goldenen Colt“.



Sag niemals nie

(1983)

Regie: Irvin Kershner

Titel song: „Never Say Never Again“ (Lani Hall)

007: Sean Connery

Bond-Girl: Domino Petachi (Kim Basinger)

Schurke: Maximilian Largo (Klaus Maria Brandauer), Spectre-Vize

Teuflicher Plan: mit zwei gestohlenen Cruise Missiles die Nato-Mitglieder um Milliarden erpressen

In der Trickkiste: Laser-Armbanduhr, Motorrad mit Nachbrenner, Füller mit Mini-Bombe, Ein-Mann-Raketen-Fahrrad

Schönster Schauplatz: Bahamas, Côte d'Azur

Unvergesslich: Bond setzt einen von Largos Gorillas mit seiner Urinprobe außer Gefecht, die Motorrad-Jagd durch die engen Straßen der Côte d'Azur

Ging gar nicht: Bonds haarige Brust im Blaumann, Kim Basingers Frisurenungetüme

Lagebericht: „Never Say Never Again“: den Titel dachte sich Micheline Connery aus, in Anspielung auf die Bemerkung ihres Mannes, Bond nie wieder spielen zu wollen. Nun war er also zurück, mit 52, charismatisch, augenzwinkernd, selbstironisch und für fünf Millionen Dollar plus Einspielerbeteiligung. Der Film ist ein variiertes „Feuerball“-Remake, das wegen einer komplizierten Rechte-Gemengelage ohne Beteiligung der Bond-Produktionsfirma Eon entstehen konnte. Hollywood-Routinier Irvin Kershner und seine Autoren trafen dennoch genau den Ton der Serie, mehr noch: „Sag niemals nie“ war frischer als der vier Monate zuvor gestartete Original-Konkurrent „Octopussy“. Allerdings nicht erfolgreicher.





Im Angesicht des Todes

(1985)

Regie: John Glen

Titelsong: „A View To A Kill“ (Duran Duran)

007: Roger Moore

Bond-Girl: Stacey Sutton (Tanya Roberts)

Schurke: Max Zorin, Industrieller

(Christopher Walken)

Teuflischer Plan: Silicon Valley fluten und danach den Weltmarkt für Computerchips kontrollieren

In der Trickkiste: Wanzendetektor im Rasierapparat, Kamera im Siegelring

Schönster Schauplatz: Paris, Ascot, San Francisco

Unvergesslich: der unkaputtbare Renault 11 in Paris, Bonds Kampf auf der Golden Gate Bridge

Ging gar nicht: die deutsche Synchronfassung verwechselt stellenweise „Silizium“ mit „Silikon“

Lagebericht: Allein die ersten sechs Minuten des Films kosteten 1,5 Millionen Dollar – was fast dem eineinhalbfachen Gesamtbudget von „Dr. No“ entspricht. 007 wird diesem Aufwand nicht ganz gerecht: Roger Moore, bei Abschluss der Dreharbeiten 57 Jahre alt, verkörpert keinen durchtrainierten Agenten mehr, sondern einen sichtlich gealterten Dandy mit Lust an amourösen Abenteuern. In den Actionszenen ließ sich Moore von unzähligen Stuntmen vertreten. Umso eindrucksvoller Grace Jones als Menschmaschine May Day, die in letzter Sekunde zu den Guten überläuft, und der damals bereits oscarprämierte Christopher Walken als diabolischer Großindustrieller. Für dessen Rolle war ursprünglich David Bowie vorgesehen, der mit dem Argument ablehnte, er wolle keinen Clown spielen.



Der Hauch des Todes

(1987)

Regie: John Glen

Titelsong: „The Living Daylights“ (a-ha)

007: Timothy Dalton

Bond-Girl: Kara Milovy (Maryam d'Abo)

Schurke: Waffenhändler Brad Whitaker (Joe Don Baker) und Russengeneral Georgi Koskov (Jeroen Krabbé)

Teuflischer Plan: Die Enttarnung von Geheimagenten soll einen Weltkrieg auslösen, an dem sich durch Waffenhandel prächtig verdienen lässt.

In der Trickkiste: Schlüsselfinder, der bei bestimmter Melodie Betäubungsgas ausstrahlt oder explodiert, Auto mit Ski, Spikes und Laser

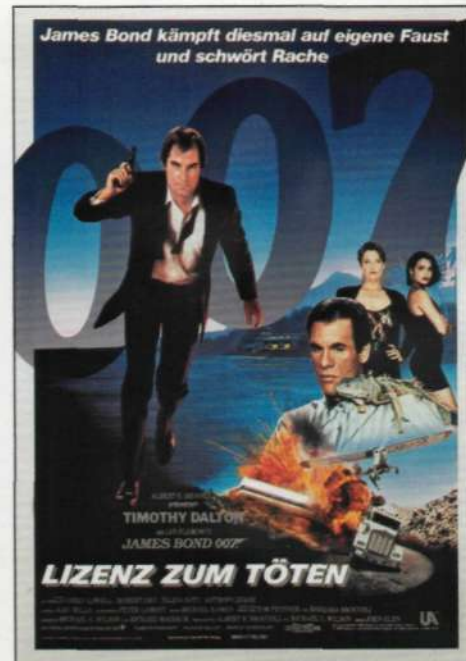
Schönster Schauplatz: Gibraltar, Wien

Unvergesslich: Bonds Zweikampf mit dem Profikiller Necros (der Berliner Balletttänzer Andreas Wisniewski) in der offenen Ladeluke eines Frachtflugzeugs, Verfolgungsjagd im Schnee mit Cellokasten als Schlittensersatz

Ging gar nicht: Bond und Karas ausgelassener Besuch des Wiener Praters: Achterbahn, Autoscooter, Riesenrad und Schießbude. Der genervte Besitzer: „Bittscheen, hörn S' auf!“

Lagebericht: Pierce Brosnan musste den Vertrag für die TV-Serie „Remington Steele“ erfüllen, so kam Dalton zu seiner Bond-Premiere. Und gab sich als dauergrinsender, gut geföhnter Charmeur, der plötzlich monogam wird und sein Herz einer blonden Cellistin aus Bratislava schenkt. Das ist romantisch, aber extrem nah am Schmalz. Bond: „Denk nicht, lass es einfach geschehen.“ Doch die Action macht Laune und hat zeitgeschichtlichen Reiz: Am Ende kämpft 007 an der Seite afghanischer Mudschaheddin gegen die Sowjets.

**



Lizenz zum Töten

(1989)

Regie: John Glen

Titelsong: „Licence To Kill“ (Gladys Knight)

007: Timothy Dalton

Bond-Girl: Pam Bouvier (Carey Lowell)

Schurke: Franz Sanchez, Drogen-Zar (Robert Davi)

Teuflischer Plan: ein Mega-Drogendeal mit den Asiaten. Per neuartigem Verfahren kann dafür das Kokain in Benzin aufgelöst und wieder zurückgewonnen werden.

In der Trickkiste: Polaroidkamera mit Laser, zum Präzisionsgewehr umfunktionierte Filmkamera, Sprengstoff in der Zahnpastatube

Schönster Schauplatz: Key West, Florida

Unvergesslich: Bond entert per Wasserski ein startendes Wasserflugzeug, der feurige Showdown mit einer Tanklastwagen-Verfolgungsjagd

Ging gar nicht: Bonds Lkw-Stunt auf der linken Räderreihe, der Leguan mit Brillihalsband auf Sanchez' Schulter

Lagebericht: Motiv: schnöde Rache. Gegner: ein simpler Drogenhändler (gespielt von Robert Davi, primär in trashiger B-Ware unterwegs). Weil der Bonds CIA-Kumpel Felix Leiter halb an die Haie verfüttert hat, schmeißt 007 beim MI6 hin, um Vergeltung zu üben. Ein durchschnittlicher, ungewohnt brutaler Action-Thriller ohne jegliche Bond-Sophistication (was nicht nur Daltons Schuld ist), der vergebens mit innovativen Meisterstücken wie „Stirb langsam“ oder „Lethal Weapon“ mithalten will. In einer Nebenrolle als Psychopath: der blutjunge Benicio Del Toro.

**



Goldeneye (1995)

Regie: Martin Campbell
Titel song: „Goldeneye“ (Tina Turner)
007: Pierce Brosnan
Bond-Girl: Natalja Simonowa (Izabella Scorupco)
Schurke: Alec Trevelyan, Bonds früherer MI6-Kollege 006 (Sean Bean)
Teuflischer Plan: russische Militärsatelliten unter Kontrolle bringen, die einen zerstörerischen elektromagnetischen Impuls aussenden
In der Trickkiste: Seilabschuss-Pistole mit Laser, Granaten-Kuli, BMW u. a. mit Stinger-Raketen, Gürtel mit Kletterseil, Armbanduhr mit Laser
Schönster Schauplatz: Monaco, Sankt Petersburg, Arecibo Observatorium in Puerto Rico
Unvergesslich: Bonds wüste Panzertour durch Sankt Petersburg, sein Bungee-Jump und Flugzeug-Stunt zu Beginn, Showdown in der Radarstation
Ging gar nicht: das übertrieben erregte Gestöhne von Domina-Amazone Xenia Onatopp beim Sex und Töten ihrer Gegner
Lagebericht: Der Eiserne Vorhang ist gefallen, M jetzt eine Frau (die wunderbare Judi Dench), und Moneypenny hat keinen Bock mehr auf Bonds Chauvi-Geflüchte. Mit dem Neuen Pierce Brosnan (der schon 1986 Roger Moore ablösen sollte, aber bei der TV-Serie „Remington Steele“ unter Vertrag stand) weht frischer, moderner Wind durchs Bond-Universum. Das Gemurre über ihn ist ungerechtfertigt. Der gebürtige Ire überzeugt – in einem spannenden, überdurchschnittlichen Bond-Film.



Der Morgen stirbt nie (1997)

Regie: Roger Spottiswoode
Titel song: „Tomorrow Never Dies“ (Sheryl Crow)
007: Pierce Brosnan
Bond-Girl: Wai Lin (Michelle Yeoh)
Schurke: Elliot Carver, Medienmogul (Jonathan Pryce)
Teuflischer Plan: einen Krieg zwischen China und England anzuzetteln, um ihn dann medial auszuschlachten
In der Trickkiste: Handy mit Fingerabdruck-Scanner und Elektroschocker, 750er BMW mit MG, Starkstrom-Einbruchsicherung, Raketenwerfer und Fernsteuerung
Schönster Schauplatz: Saigon (gedreht in Bangkok), Phang Nga Bay, Thailand
Unvergesslich: Bond sprengt zu Beginn ein Waffenhändler-treffen, Motorradjagd durch Saigon, der explosive Einsatz des ferngesteuerten BMW im Hamburger Parkhaus.
Ging gar nicht: die Holzhammer-Medienkritik, transportiert über Carvers Klischee-Sprüche („There's no news like bad news“)
Lagebericht: Atlantic Hotel, Alster, Hafen: Dieser Bond blieb vor allem als der Hamburg-Bond in Erinnerung. Und wegen Michelle Yeoh, der Hongkong-Action-Ikone, die 007 auf Augenhöhe begegnet. Insgesamt ein eher durchwachsender Beitrag der Serie, der mit „Titanic“ einen mächtigen Box-Office-Gegner hatte. Kurios übrigens, wie Götz Otto seinen Fiesling-Part bekam. Er hatte 20 Sekunden, um sich zu empfehlen. Er brauchte fünf: „Ich bin groß, ich bin böse, ich bin blond, und ich bin Deutscher.“



Die Welt ist nicht genug (1999)

Regie: Michael Apted
Titel song: „The World Is Not Enough“ (Garbage)
007: Pierce Brosnan
Bond-Girl: Christmas Jones (Denise Richards)
Schurke: Renard, Terrorist ohne Schmerzempfinden (Robert Carlyle)
Teuflischer Plan: durch die Kernschmelze in einem Atom-U-Boot Istanbul auslöschen
In der Trickkiste: BMW mit Panzerung und sechs (!) Getränkehaltern, Röntgenbrille, mit der man durch Kleidung sehen kann, Outdoor-Jacke mit Ganzkörper-Airbag
Schönster Schauplatz: Istanbul, Bilbao
Unvergesslich: die Verfolgungsjagd per Boot über die Themse zum Millennium Dome, Attacke eines Kettensägen-bestückten Helicopters, Bonds erotische Folterszene mit Elektra.
Ging gar nicht: Richards als vollbusige Atomphysikerin in Hotpants, Bonds erotische Folterszene mit Elektra
Lagebericht: Cherchez la femme. Der erste Bond, in dem sich das vermeintliche Girl, die rachedurstige Unternehmertochter Elektra King (Sophie Marceau), als Bösewicht entpuppt und von 007 persönlich erschossen wird. Die etwas wirre Story dreht sich um einen Machtkampf zwischen Pipeline-Betreibern, im Grunde geht es um Familienehre. Dazu passt, dass der Filmtitel auf dem Familienwappen der Familie Bond steht. Trotz fast pausenloser Action wirkt Brosnan stets wie aus dem Ei gepellt und reißt sexistische Sprüche. Trauriger Fakt: Der Film war Desmond Llewelyns letzter Auftritt als Q, er starb kurz nach der Premiere bei einem Autounfall.





Stirb an einem anderen Tag (2002)

Regie: Lee Tamahori
Titelsong: „Die Another Day“ (Madonna)
007: Pierce Brosnan
Bond-Girl: Jinx Johnson (Halle Berry)
Schurke: Gustav Graves, Diamantenhändler (Toby Stephens), Moon, nordkoreanischer Colonel (Will Yun Lee)
Teuflicher Plan: mithilfe einer Weltraumwaffe das Minenfeld zwischen Nord- und Südkorea räumen und dann mit Bodentruppen Südkorea erobern
In der Trickkiste: Panzerglas brechender Fingerring mit Ultraschalltechnik, Uhr mit Fernzünder, Uhr mit Laser, zahlreiche Anspielungen auf Bonds frühere Spezialausrüstung
Schönster Schauplatz: Hawaii, Island
Unvergesslich: Halle Berry entsteigt dem Meer, Verfolgungsjagd im Eispalast
Ging gar nicht: der unsichtbare Aston Martin, Halle Berrys stets makelloser Make-up
Lagebericht: Höher, schneller, weiter: Im doppelten Jubiläums-Bond – der offiziell 20. im 40. Jahr – inszenieren Trick- und Stunttechniker ein unterhaltsames Höllenspektakel. Brosnans letzter Auftritt als 007 hebt sich ab, weil der Agent hier zeitweise fast wie ein Mensch wirkt. Nach seiner Gefangenschaft trägt er gar einen Zauselbart. Allerdings leidet der Film an seiner Überdrehtheit: Der unsichtbare Aston Martin wirkt ebenso peinlich wie Bonds Kitesurf-Einlage und die Weltraumwaffe, deren brachialer Einsatz der Menschheit hinterher als eine Art starkes Gewitter verkauft wird. Gipfel der Stillosigkeit: Madonnas Titelsong. Trotz allem ist der Film ein Hit, spielt weltweit über 430 Millionen Dollar ein.



Casino Royale (2006)

Regie: Martin Campbell
Titelsong: „You Know My Name“ (Chris Cornell)
007: Daniel Craig
Bond-Girl: Vesper Lynd (Eva Green)
Schurke: Le Chiffre, Geschäftsmann (Mads Mikkelsen)
Teuflicher Plan: Geldwäsche und finanzielle Organisation der Terrorverbindung Quantum
In der Trickkiste: implantierter Peilsender, Mini-Defibrillator
Schönster Schauplatz: Bahamas, Venedig, Villa del Balbianello und Villa la Gaeta am Comer See, Karlovy Vary, Tschechien
Unvergesslich: Die Verfolgungsjagd zu Fuß am Anfang, Bond steigt mit angegossener Badehose aus dem Meer, das Pokerspiel, Le Chiffre malträtigt, autsch!, beim Foltern Bonds Doppelnul, der zusammenkrachende Palazzo in Venedig.
Ging gar nicht: Le Chiffres blöde böse blickende blonde Freundin
Lagebericht: Reset. Neustart. Nach Pierce Brosnans Goodbye mit der durchgeknallten Materialschlacht „Stirb an einem anderen Tag“ kehrt 007 zu seinen Wurzeln zurück. Daniel Craig verströmt den Charme eines Rausschmeißers, ohne Augenzwinkern, aber mit viel Charisma. Der Film besitzt Eleganz und Rhythmus, die Actionszenen sind brillant komponiert und inszeniert. Sehr vergnüglich die verbalen Ping-Pong-Partien zwischen Bond und Vesper Lynd (Co-Drehbuchautor: Oscar-Preisträger Paul Haggis). Ein großartiger Thriller.



Ein Quantum Trost (2008)

Regie: Marc Forster
Titelsong: „Another Way To Die“ (Jack White & Alicia Keys)
007: Daniel Craig
Bond-Girl: Camille Montes (Olga Kurylenko)
Schurke: Dominic Greene, skrupelloser Geschäftsmann in Diensten der Verbrecherorganisation Quantum (Mathieu Amalric)
Teuflicher Plan: Regierungen stürzen bzw. beeinflussen, hier die bolivianische, um die Wasserversorgung zu kontrollieren
In der Trickkiste: Peilsender-Visitenkarte
Schönster Schauplatz: Siena, Open-Air-Opernbühne Bregenz, Atacama-Wüste, Chile
Unvergesslich: Bonds artistische Baugerüst-Prügelei in einer Kirche, die ölüberzogene Gemma Arterton – „Goldfinger“ lässt grüßen
Ging gar nicht: die legendäre Eröffnungsszene mit dem Pistolenlauf fehlt (kommt am Ende), null Humor
Lagebericht: Die direkte Fortsetzung von „Casino Royale“ ist der unbondigste Bond aller Zeiten. Fast alle Zutaten, die die Serie so unvergleichlich machten, fehlen. Auf seinem Rachefeldzug nach dem Tod seines Herzblatts Vesper Lynd fräst sich Bond wie ein schlecht gelaunter Pitbull durch die Szenerie. Aber auch als veritabler Adrenalin-Kick geht der Film nur bedingt durch, weil die Actionszenen (vor allem die Verfolgungsjagd zu Beginn) völlig wirr geschnitten sind. „Die schienen überhaupt keine Geografie zu haben, und man fragte sich, was zur Hölle da eigentlich passiert“, bemerkt Roger Moore. Man muss nicht über 80 sein, um ihm recht zu geben.

**

Moneypennies

Einspielergebnisse, Produktionskosten, Gagen und andere Zahlen-
hubereien: das milliardenschwere Bond-Business im Überblick

Taschengeld: die Gagen der Bond-Darsteller

In Millionen US-Dollar, inflationsbereinigt, Stand 2011, Originalgage in Klammern, ungefähre Angaben

SEAN CONNERY	James Bond – 007 jagt Dr. No	0,80	(0,1)
	Liebesgrüße aus Moskau	1,87	(0,25)
	Goldfinger	3,70	(0,5)
	Feuerball	4,37	(0,6)
	Man lebt nur zweimal	6,87	(1,0)
	Diamantenfieber	7,08	(1,25)
	Sag niemals nie	11,52	(5,0)
GEORGE LAZENBY	Im Geheimdienst Ihrer Majestät	1,09	(0,15)
ROGER MOORE	Leben und sterben lassen	5,17	(1,0)
	Der Mann mit dem goldenen Colt	4,65	(1,0)
	Der Spion, der mich liebte	3,79	(1,0)
	Moonraker – Streng geheim	12,64	(4,0)
	In tödlicher Mission	11,61	(4,6)
	Octopussy	11,98	(5,2)
	Im Angesicht des Todes	16,00	(7,5)
TIMOTHY DALTON	Der Hauch des Todes	6,06	(3,0)
	Lizenz zum Töten	9,25	(5,0)
PIERCE BROSNAN	Goldeneye	1,81	(1,2)
	Der Morgen stirbt nie	11,72	(8,2)
	Die Welt ist nicht genug	17,08	(12,4)
	Stirb an einem anderen Tag	21,10	(16,5)
DANIEL CRAIG	Casino Royale	3,64	(3,2)
	Ein Quantum Trost	7,78	(7,3)
	Skyfall	12,51	(12,5)

Welcher Bond-Film war in Deutschland am erfolgreichsten? Besucher in Millionen

1. Feuerball	8,0
2. Der Spion, der mich liebte	7,6
3. Casino Royale	5,6
4. Goldeneye	5,5
5. Die Welt ist nicht genug	5,1
6. Goldfinger	5,0
7. Man lebt nur zweimal	5,0
8. Leben und sterben lassen	5,0
9. Diamantenfieber	5,0
10. Moonraker – Streng geheim	5,0
11. Stirb an einem anderen Tag	4,9
12. In tödlicher Mission	4,8
13. Ein Quantum Trost	4,7
14. Der Morgen stirbt nie	4,5
15. Octopussy	4,3
16. Sag niemals nie	3,6
17. Im Angesicht des Todes	3,4
18. Der Hauch des Todes	3,1
19. Liebesgrüße aus Moskau	3,0
20. Der Mann mit dem goldenen Colt	3,0
21. Im Geheimdienst Ihrer Majestät	3,0
22. James Bond – 007 jagt Dr. No	3,0
23. Lizenz zum Töten	2,4

Die höchsten Verkaufserlöse von Bond-Requisiten, in US-Dollar

Aston Martin DB5 aus „Goldfinger“	4 100 000
Aston Martin DB5 Replik aus „Goldfinger“	1 900 000
Walther-Luftpistole, die Sean Connery zu Promotionszwecken in „Liebesgrüße aus Moskau“ hielt	430 000
Aston Martin DBS V8 Volante aus „Der Hauch des Todes“	273 000
Rolex-Uhr mit rotierender Säge aus „Leben und sterben lassen“	198 000
Lotus Esprit Turbo in Kupfermetall aus „In tödlicher Mission“	172 000
Lotus Esprit in Weiß aus „Der Spion, der mich liebte“	165 874
Robert McGinnis' Plakatentwurf „Diamonds Are Forever“	127 000
Rolls-Royce Phantom III aus „Goldfinger“	121 000
Oddjobs Melone aus „Goldfinger“	102 000
Ian Flemings Schreibmaschine	89 230
„From Russia With Love“, signierte Hardcover-Erstaussage	41 600

Anzahl der Drehtage einiger Bond-Filme

(ungefähre Angaben)

185	Im Geheimdienst Ihrer Majestät
160	Man lebt nur zweimal
150	Skyfall
140	Stirb an einem anderen Tag
120	Diamantenfieber
93	Liebesgrüße aus Moskau
58	James Bond – 007 jagt Dr. No

670

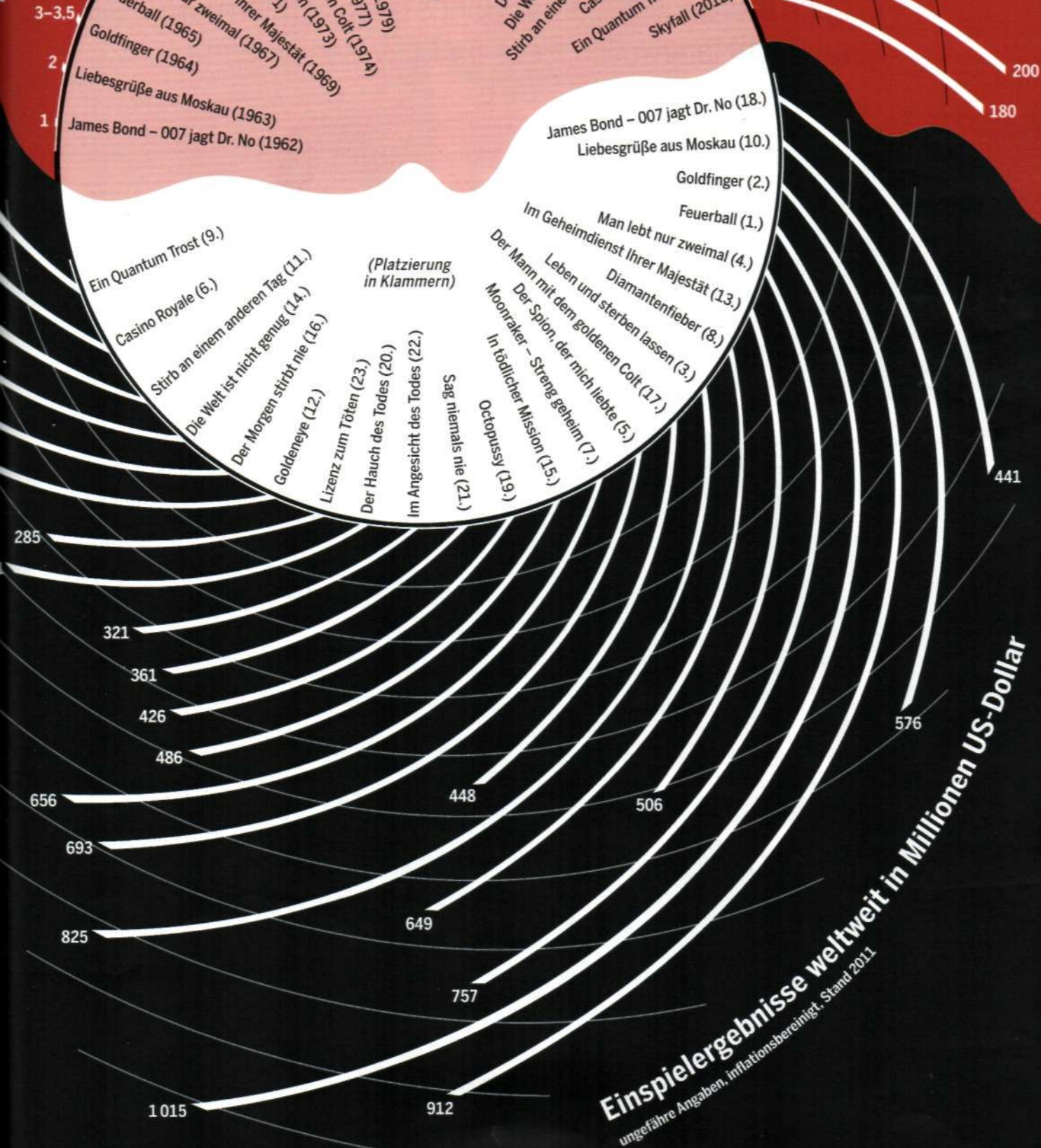
544

492

479

530

Produktionskosten in Millionen US-Dollar, ungefähre Angaben



Einspielergebnisse weltweit in Millionen US-Dollar
ungefähre Angaben, inflationsbereinigt, Stand 2011

Honey, Pussy, Octopussy

Sie sind smart, sexy, widerborstig und manchmal auch mörderisch: James Bonds Gespielinnen dürfen alles, nur nicht langweilen. Pech für Miss Moneypenny...

Von **ANDREA RITTER**



Famke Janssen –
Xenia Onatopp in
„Goldeneye“



Luciana Paluzzi
ist Fiona Volpe in
„Feuerball“



Caroline Munro –
Naomi in „Der
Spion, der mich
liebte“



Sophie
Marceau –
Elektra King
in „Die Welt ist
nicht genug“



Eva Green –
Vesper Lynd in
„Casino Royale“



Carey Lowell –
Pam Bouvier in
„Lizenz zum Töten“



Britt Ekland –
Mary Goodnight in
„Der Mann mit
dem goldenen Colt“

Badende Venus:
die Schweizerin
Ursula Andress war
als Honey Rider in
„James Bond – 007
jagt Dr. No“ (1962)
das erste Bond-Girl.
Und nach Meinung
mancher das bis
heute schönste



Der arme Mann. Immerzu muss er die Welt retten – und dann sind da auch noch all diese Frauen, die etwas von ihm wollen. Aber was heißt hier schon „etwas“. Die Frauen an James Bonds Seite sind nicht nur atemberaubend schön, sie sind auch atemberaubend eindeutig, wenn es zur Sache geht: Als 1962 der erste Bond-Film ins Kino kommt, dauert es nur wenige Minuten, bis der Held im Bett liegt, verführt von der geheimnisvollen Glücksspielerin Sylvia Trench. Und kaum ist mit Ursula Andress alias „Honey Rider“ das erste Bond-Girl an Land geklettert, singt es auch schon das Lied vom Mangobaum, unter dem man beizeiten „Booolooop“ machen werde. Eine Aufgabe, die der Held selbstverständlich zur gegenseitigen Zufriedenheit erledigt.

Langes blondes Haar, zwei Muscheln in den Händen – Ursula Andress entstieg den Wellen wie Botticellis schaumgeborene Venus. Das war nicht nur eine schöne Regie-Idee; ihr Auftritt zeigte auch gleich, mit welcher Art von Geschöpfen es der Agent zu tun hat: Venus ist die Göttin der Liebe. Und des erotischen Verlangens. Bei James Bond muss eben alles eine Nummer grandioser sein als im normalen Leben: die Autos, die Waffen, die Mädchen.

Mie Hama – Kissy Suzuki in „Man lebt nur zweimal“



„Die ideale Frau muss sowohl eine gute Sauce Béarnaise als auch gut Liebe machen können“, soll Ian Fleming einmal gesagt haben. Und auch wenn Bond-Girls üblicherweise nicht im Soßentopf rühren, sind sie an Letzterem stets interessiert: Ob Computerspezialistin oder Auftragskillerin – weibliche Wesen werden kirre wie Katzen auf Baldrian, sobald 007 auftaucht. Und wenn eine Dame mal etwas länger braucht, um zu begreifen, welcher Prachtkerl da nach ihrer Taille greift, wird nachgeholfen. Eine Ohrfeige, ein Revolver an der Schläfe – früher oder später schmilzt in Bonds Armen jeder Widerstand: „Oh, James...“

Am schwersten hatte es die unwiderstehliche Doppelnull bisher mit Pussy Galore. In Flemings Romanvorlage ist die Anführerin eines weiblichen Kampfgeschwaders lesbisch; im Film darf sie immerhin behaupten, sie sei gegenüber männlichem Charme „immun“. Am Ende bekommt er sie trotzdem. Im Buch und im Film.

Bond-Girls haben sexuell aufgeladene Namen wie „Plenty O'Toole“, „Holly Goodhead“ oder „Xenia Onatopp“, und es erübrigt sich zu sagen, dass James Bond bei Feministinnen nicht sonderlich beliebt ist. Zahlreiche Studien haben sich mit dem Frauenbild der Bond-Filme auseinandergesetzt und nachgewiesen, was Bonds →



Izabella Scorupco – Natalja Simonowa in „Goldeneye“



Carole Bouquet – Melina in „In tödlicher Mission“



Michelle Yeoh – Wai Lin in „Der Morgen stirbt nie“



Barbara Bach – Anja Amasowa in „Der Spion, der mich liebte“



Caterina Murino – Solange in „Casino Royale“



Gemma Arterton – Strawberry Fields in „Ein Quantum Trost“



Kim Basinger – Domino Petachi in „Sag niemals nie“

Karin Dor als
Helga Brandt in
„Man lebt nur
zweimal“. Das erste
deutsche Bond-Girl
wurde von Blofeld
an die Piranhas
verfüttert



Die Schwedin
Maud Adams durfte
sich gleich zweimal
an Bond ranmachen.
In „Der Mann mit
dem goldenen Colt“
und hier als Titel-
heldin „Octopussy“



Anziehungskraft des Helden zu illustrieren, und schon deshalb müssen Bond-Girls smart, sexy und auf geheimnisvolle Weise widerborstig sein – eine Frau, die leicht zu haben ist, wäre schließlich keine angemessene Belohnung für einen Helden. Der erzählerische Trick dahinter ist: Fast alle Bond-Girls sind so autonom und stark, weil sie irgendwann im Leben schlechte Erfahrungen gemacht haben. Ihrem Streben nach Unabhängigkeit liegen negative Erlebnisse zugrunde, die dazu führen, dass sie sich von Männern lieber fernhalten – bis James auftaucht. Honey Rider wurde vergewaltigt, Pussy Galore hält Männer für minderwertig und träumt von einem Leben in einsamer Natur. Und auch Contessa Teresa „Tracy“ di Vincenzo („Im Geheimdienst Ihrer Majestät“), die einzige Frau, die James Bond jemals geheiratet hat, ist des Lebens müde und möchte sich am liebsten umbringen, ehe sie sich in ihn verliebt. Sterben muss sie natürlich trotzdem. Denn anhand von Tracy wird auch gezeigt, was passierte, wenn 007 seinen unsteten Lebenswandel aufgab: Familienplanung statt Geheimdienst – das wäre das Ende von James Bond. Und so wird Tracy unmittelbar nach der Hochzeit erschossen.

Jill St. John –
Tiffany Case in
„Diamantenfieber“



Eine Studie, in der sämtliche Bond-Filme bis 2002 ausgewertet wurden, zeigt: 88 Prozent der Frauen, denen im Bond-Film eine größere Rolle zukommt, haben sexuellen Kontakt zum Haupthelden. Bond-Girls sind – egal, ob eigensinnig oder gefährlich – Wesen, die erobert werden müssen. Erst dann ist Bonds Mission erfolgreich abgeschlossen.

Aber auch für 007 haben sich die Zeiten geändert: Längst muss er sich mit einer weiblichen Vorgesetzten rumschlagen, die sein Verhalten bestenfalls belächelt und auch schon mal seine Kreditkarten sperren lässt – lustiger kann man die Beschneidung seiner Onnipotenz kaum symbolisieren. Und selbst die gute Miss Moneypenny scheint dem Charme des Geheimagenten nicht mehr zu erliegen: Ihr wimpernklimperndes Schmachten hat sich im Laufe der Jahre in spielerisches Geplänkel und mütterliche Fürsorge verwandelt. Seit „M“ eine Frau ist, hat sich die brave Miss zu einer hoch effizienten Geheimdienstmitarbeiterin entwickelt. Bond darf der alte Frauenverführer bleiben, weil die Frauen sich dem Zeitgeist entsprechend verändern. Wenn heute ein Bond-Girl „Oh, James...“ haucht, dann höchstens als ironisches Zitat. ✪



Eunice Gayson ist
Sylvia Trench in
„James Bond –
007 jagt Dr. No“
und „Liebesgrüße
aus Moskau“



Claudine Auger –
Domino Derval in
„Feuerball“



Diana Rigg –
Tracy Di
Vincenzo in
„Im Geheimdienst
Ihrer Majestät“



Maryam d'Abo –
Kara Milovy
in „Der Hauch
des Todes“



Olga Kurylenko –
Camille in „Ein
Quantum Trost“



Jane Seymour –
Solitaire in „Leben
und sterben lassen“

A full-page photograph of Halle Berry as Jinx Johnson from the movie 'Pulp Fiction'. She is wearing a bright orange two-piece bikini and a wide white belt with a large silver buckle. A knife is tucked into a holster on her right hip. She has short, dark, curly hair and is looking directly at the camera with a serious expression. The background is a bright, out-of-focus beach scene with other people visible in the distance.

Honey Rider
reloaded: Halle Berry
spielte in „Stirb
an einem anderen
Tag“ die taffe
Geheimdienstlerin
Jinx Johnson.
Erste Szene: Sie
steigt wie einst
Ursula Andress im
sexy Bikini aus
dem Ozean

LEBENSHILFE MIT
JAMES BOND. FOLGE 4:
LOB FÜR DIE PARTNERIN

„Erstaunlich, also
was mein kleines
Frauchen alles
in ihrem kleinen
Köpfchen hat“

(„Der Spion, der mich liebte“)

„Jetzt erobere ich die Welt!“



Im Bett mit Sean Connery? Schön wär's gewesen. Mit Träumen von einer internationalen Karriere flog Iris Berben zum Bond-Girl-Casting für „Diamantenfieber“. Die Schauspielerin erinnert sich

Apart in
Leopard: die
junge Iris
Berben in den
70er Jahren



Frau Berben, Sie waren damals noch nicht so bekannt – wie kamen die Bond-Produzenten auf Sie?

Ein italienischer Fotograf, Emilio Lari, hatte Fotos von mir in Rom gemacht, die meine Agentin Steffie Jovanović dann an Produktionsfirmen in Europa verschickte. Auch an die Bond-Produzenten. Daraufhin folgte die Einladung nach London.

Und, waren Sie aufgeregt?

Klar, ich dachte, erobere ich die Welt! Und gleich mit einem James Bond!

Wie bereitet man sich auf solch einen Termin vor?

Ich hab gar nichts gemacht, war ziemlich naiv. „Iris Berben, das neue deutsche Gesicht“, hieß es damals in deutschen Blättern, übrigens auch im *stern*. Darauf war

ich wahnsinnig stolz, und ich habe mich auf meine Attraktivität verlassen. Schauspielerei war für mich zu der Zeit noch eine große Spielwiese. Ich bin dann mit Steffie einfach hingefahren, so nach dem Motto: Mal gucken, was kommt.

Und am Londoner Flughafen wartete dann schon die Limousine...

Schön wär's. Wir sind mit dem Taxi in die City.

Was dann, ein Raum voll hübscher Mädchen, die nacheinander reinggerufen wurden?

Überhaupt nicht. Wir waren da ganz allein. Ich war fürchterlich nervös. Die Finger ineinander verknotet, Schweiß auf der Stirn.

Dann ging die Tür auf.

Ja, wir mussten nicht lange warten. Albert R. Broccoli, einer der beiden Produzenten, bat uns herein.

Worüber haben Sie gesprochen?

Ganz banale Dinge. Was ich bisher so gemacht habe, übers Kino, welche Filme ich mag, natürlich auch über James Bond. Und ich habe ihm ein bisschen was über München erzählt. Natürlich alles auf Englisch. Ich hatte ja ein Jahr zuvor schon einen Film auf Englisch gedreht, den Western „Zwei Compañeros“ mit Franco Nero von Sergio Corbucci.

Mussten Sie auch Szenen aus dem Drehbuch vorlesen?

Nein, Textarbeit, Rolleninterpretation, Probeaufnahmen und all diese Dinge hätten im nächsten Gang stattgefunden. Aber dazu kam es nicht mehr. Das Ganze war ziemlich nüchtern und nach einer guten halben Stunde vorbei.

Und dann kam die Absage.

Steffie rief mich an und sagte: „Wir haben es nicht geschafft, es ist doch kein Mädchen aus Deutschland geworden.“ Wer die Rolle letztlich bekommen hat, weiß ich nicht.

Haben Sie sich „Diamantenfieber“ später im Kino angesehen?

Wir wurden sogar zur Weltpremiere in München eingeladen. Leider war Sean Connery nicht da, den hätte ich gerne mal kennengelernt.

Interview: Bernd Teichmann



James Gesetzlos, aber loyal Bond



50 Jahre 007 im Kino: Der Zyniker im Dienst der freien Welt überlebt ein ums andere Mal seine eigene Entlarvung als echter Mythos und sexistischer Idiot

Von **GEORG SEESSLEN**

Es gibt Dinge in der populären Kultur, die im Rang von gewissen Familienfesten stehen. Dieselben Rituale, dieselben Sprüche, und jedes Mal ein „Weißt du noch?“ dazu. Die Olympischen Spiele alle vier Jahre, der Weihnachtsfilm, Fußballweltmeisterschaft. Durchschnittlich alle zwei bis drei Jahre kommt ein neuer James-Bond-Film, seit Sean Connery als Agent 007 Dr. No jagte. Das war 1962. 23 Filme gab's seitdem. Wir wissen unterdessen nicht, was furchtbarer ist: dass die Welt eine andere geworden ist oder dass sie sich so graulich gleich geblieben ist. Eine Verzögerung jedenfalls macht uns nervös: Wo bleibt Bond, James Bond? Die Pleite eines Studios und eine darauf folgende Finanzierungs- und Produktionslücke hätte das Ende der Welt sein können. Das Ende der Welt, wie sie Bond sah.

Der Erfolg dieser Serie beruht auf einer genialischen Mischung aus verlässlicher Wiederkehr bekannter Elemente und bedeutsamem Wandel in den Kinofabeln. Vertraute Nebenfiguren, vertraute Rituale, vertraute Bilder und schließlich eine vertraute Struktur der Erzählung: Vom Film-im-Film als „pre-title sequence“ über die Abfolge der internationalen Schauplätze (jeder James-Bond-Film ist auch ein Reisefilm mit mindestens drei begehrten und teuren Traumorten) bis zum Auftritt des Bösewichts und der Frauen, die James Bonds Weg kreuzen. Ein Besetzungscoup gehört zu dieser Formel ebenso wie das Selbstzitat oder Namen wie Pussy Galore, Dr. Christmas Jones oder Xenia Onatopp. Verlässlich auch, was mit dem jeweils neuesten Bond so alles verkauft wird: Autos, Uhren, Schnaps und Anzüge... All das ist so hip, selbstreferenziell und ironisch, dass man schon längst nicht mehr nach politischen Metaphern, nach dem mythischen Kern dieses „Helden der freien Welt“ fragen mag. Wenn überhaupt, so ist hier alles im Offensichtlichen verborgen. Ist James Bond der Agent der unsauberen Träume in der Wirklichkeit oder der Agent der Wirklichkeit in den unsauberen Träumen? Jedenfalls begleitet der fiktive James Bond die reale Queen Elizabeth II auf dem fiktiven Helikopter-Weg aus dem realen Buckingham-Palast zur realen Eröffnung der Olympischen Spiele in einem hoch fiktiv inszenierten Werbevideo. Der Kerl ist pure Erfindung, aber die Wirklichkeit beugt sich ihm gern.

Nun also: Der neue James Bond ist da. Er ist wie die anderen, nur ein bisschen neuer... Und worum geht's? Ein weiteres Mal um das,

was Fausto Antonini schon 1965 beschrieben hat? „Mit Beamtenmiene, aber mit dem spöttisch-bitteren Grinsen des Helden, der um Gefahr und Angst weiß, ihnen aber keine Beachtung schenkt, tritt Bond dem Feind entgegen, erleidet tausendfache Pein, um endlich zu triumphieren und zu retten, was er retten sollte.“ Ja und nein. Seit Daniel Craig im Jahr 2006 die Rolle übernahm, ist aus einer eher altmodisch-reaktionär-snobistischen Figur ein neuer No-nonsense-Held geworden, der sich schon mal ein paar Schmutz- und Blutspuren auf dem Smoking und einen Kratzer auf der Seele holen kann und der wirklich nicht so aussieht, als interessierte es ihn, ob sein Martini geschüttelt oder gerührt ist. James Bond ist die reinste Verkörperung des Leitgedankens von Demokratie und Kapitalismus, übernommen aus di Lampedusas „Der Leopard“, nämlich, dass sich alles ändern muss, damit es gleich bleiben kann.

Politisch und moralisch war James Bond immer eine höchst problematische Figur. Er beansprucht ja stets, ein Zeitgenosse zu sein. Ein positiver Ausdruck jener paradoxen Strategie der westlichen Gesellschaften, in ihrem eigenen Bereich Freiheit, Demokratie, Wohlstand und Stabilität zu garantieren, mehr oder weniger, während man in den Ländern der Dritten Welt Zwietracht sät, Interessen ohne die geringste Rücksicht auf freedom und democracy verfolgt und genehme Verbrecher und Diktatoren eher unterstützt als Demokraten. Wenn die „Tatort“-KommissarInnen uns Sonntag für Sonntag den Glauben an die Gerechtigkeit zurückgeben, indem sie sich schon mal beherzt über Vorschriften und Rechte hinwegsetzen, gibt uns Bond alle paar Jahre den Glauben an „den Westen“ zurück, indem er sich beherzt über Völkerrecht, Verträge und Diplomatie hinwegsetzt. Und warum? Weil die anderen noch viel, viel schlimmer sind.

Aber James Bond war schon in der ersten Phase seiner Leinwandexistenz, als die propagandistischen Absichten des Kalten Kriegs noch sehr direkt und zu Recht unterstellt werden konnten, eher ein dekadentes Endprodukt als die Apotheose dieser Propaganda. Er zettelte keine Bürgerkriege an, ließ keine demokratischen Staatspräsidenten ermorden und finanzierte keine Killertruppen gegen Oppositionelle, wie es seine Kollegen in der wirklichen Welt taten. Sei-

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 5: FINANZKRISE

„Was wäre das für eine Welt, in der wir einem Schweizer Bankier nicht mehr trauen“

(„Die Welt ist nicht genug“)

„... und immer ein paar willige Frauen, die im Schatten ihres impotenten Gebieters ihren sexuellen Sadismus ausleben...“

ne Gegner verschwanden im Unwirklichen und Fantastischen, sogar hinter den finsternen KGB-Agenten tauchten immer noch dubiosere, eher metapolitische Organisationen auf. Aber jene Strategie, in ein geschlossenes System einzudringen, um dort eine Fraktion gegen die andere aufzuheizen und ein möglichst kaputtes Land zu hinterlassen, beherrscht 007 perfekt: Am Ende ist ein Diktator, ein Superterrorist oder ein gewaltiger Finanzmarkt-saboteur futsch, die Wege von Korruption und Gewalt bleiben jedoch offen. Das Chaos, das Bond in jedem Film hinterlässt – die finale Zerstörungsgorgie gehört zur Formel –, ist ihm selbst ziemlich wurscht und kommt seinen Vorgesetzten offensichtlich gerade recht. Auch wenn sie offiziell den Kopf schütteln über ihren Lieblingselefanten im globalen Porzellanladen.

Bond-Filme mögen lügen, was den Feind anbelangt, als filmische Strategiepapiere sind sie ehrlicher als die Obamas und de Maizières dieser Welt (und die plaudern

Held vom alten Schlag, sondern ein aufrechter Zyniker. Dass er selbst auf die Propaganda, die ihn gebiert, gar nicht mehr hereinfällt, das ist das Coole an James Bond.

Diese Gestalt, ein Sinnbild von Weltwahrnehmung nach dem großen Krieg, konnte 50 Jahre stabil bleiben, indem sie sich immer auch wandelte. Sie hat natürlich eine Vorgeschichte. Die Figur des im exotischen Ausland agierenden Geheimagenten, der sich weder um die Gesetze seines eigenen Landes noch um die seines jeweiligen, nun ja, Gastlandes zu kümmern hat, sondern einfach den Interessen seiner Auftraggeber folgt, war im amerikanischen Kino in den Jahren nach 1946 aufge-taucht. Bereits 1942 hatte die amerikanische Regierung beschlossen, ihre Nachrichtendienste unter dem Namen OSS (Office of Strategic Services) zusammenzufassen; gleichzeitig sollte dem neuen, finanziell gut ausgestatteten Büro auch ein positives Image in der Öffentlichkeit gegeben werden. Für so etwas ist Hollywood immer gut.

Bond-Filme mögen lügen, was den Feind anbelangt, als filmische Strategiepapiere sind sie ehrlicher als die Obamas und de Maizières dieser Welt

ja schon einiges aus). Aber genau darin liegt auch die faszinierende Dekadenz der Filme. Fast nirgendwo sonst spricht der Kapitalismus so ungeniert von sich selbst. Gute und schlechte Bond-Filme sprechen von der Lust am ungehinderten Geldausgeben oder von der Notwendigkeit ökonomischer „Rationalisierungen“. Vielleicht soll man bei anderen Blockbustern vergessen, dass ein Film vor allem aus Geld, Technik und Interessen entsteht, bei James-Bond-Filmen ist das gerade das Thema.

Noch in der albernsten (der Roger-Moore-Phase) und der politisch korrektesten Version (der Pierce-Brosnan-Phase) ist diese Figur die Fortschreibung eines Entwurfs in der Wirklichkeit, die uns daran gewöhnt, dass die Regierungen des Westens ein schmutziges Spiel mit dem Rest der Welt spielen und außerhalb ihrer Grenzen auf ihre eigenen Werte und Gesetze pfeifen. Eine der altbekannten Methoden, dies überzeugend zu vermitteln, ist es, einige der eigenen Absichten dem Gegner zu unterstellen. So sind es Bonds Gegner, die den Weltfrieden bedrohen, die die Märkte manipulieren, die mit Waffen, Drogen und Menschen handeln. Sieht man sie ein bisschen genauer an, so haben sie (neben den attraktiven Macken, die auf ihre gestörte Sexualität verweisen) alle eines gemeinsam: Sie haben eine Schwachstelle des Systems erkannt. Goldfinger weiß zu gut, wie der Kapitalismus funktioniert, Drax weiß zu gut, wie Technologie funktioniert, Elliott Carver aus „Der Morgen stirbt nie“, weiß zu gut, wie Medienmacht eingesetzt werden kann, und dass Kapitalismus und Casino ein und dasselbe sind, weiß man nicht nur aus „Casino Royale“, ebenso wie dass jemand, dem das Geld ausgeht, noch mordsgefährlicher ist als einer, der zu viel davon hat. Sie wenden die Waffen des Systems gegen es selbst an, und das System wehrt sich, indem es seinen besten Mann aussendet. Der beste Mann des Kapitalismus ist kein patriotischer

So schickte man 1946 Alan Ladd in „O.S.S.“ und ein Jahr später James Cagney in „13 Rue Madeleine“ rückblickend als Spione von Amerika in das von Deutschen besetzte Frankreich, um zu sabotieren und zu eliminieren, was den amerikanischen Interessen nicht genehm war. Im Jahr 1947 wurde aus dem OSS die CIA und bewährte sich zum ersten Mal, indem sie 1948 in Italien massiv in die Wahlen eingriff und der Democrazia Cristiana zum Sieg über die Kommunisten verhalf. Im Gegenzug erhielt die neue Organisation eine Art permanentes Bleiberecht. Mit Völkerrecht, Demokratie oder auch nur politischem Anstand hatte das alles nichts mehr zu tun. Aber es geschah, was die USA anbelangte, sozusagen in aller Öffentlichkeit. Ein Strang in der Geschichte von Politik und Verbrechen wurde zugleich mit dem Ausstaffieren eines Kinogenres eröffnet. So etwas einfach „Propaganda“ zu nennen, wird der Raffinesse des Unternehmens nicht gerecht.

Die amerikanischen Filme dieser Jahre probierten aus, wie bereit das Publikum war, einer solch rechtlosen und antidemokratischen Figur zu folgen, wenn man nur gleichzeitig ein wenig Verschwörungspanoia – und attraktive Schurken – konstruierte. Die Antwort war: ziemlich weit. Aus den eher defensiven Agenten bei Hitchcock und Fritz Lang wurden Weltreisende in, sagen wir es ruhig: Staatsterrorismus. Ein Genre, der „Agententhiller“, war geboren, in dem die Untergrundpolitik und die Untergrundkriege des Westens in mehr oder weniger verschlüsselter Form behandelt wurden. Solche Staatsterroristen waren vordem brave Familienväter gewesen wie James Stewart in „Geheimagent des FBI“ (1959), sozusagen Helden vom alten Schlag, die mit viel Pflichtgefühl und wenig Vergnügen unterwegs waren. Doch bald generierte das neue →



Das Wappen des britischen Auslandsgeheimdienstes Secret Intelligence Service, besser bekannt als MI6



„Der beste Mann des Kapitalismus ist kein patriotischer Held vom alten Schlag, sondern ein aufrechter Zyniker“

Genre auch einen neuen Helden. Den Agenten, der nicht aus Pflichtgefühl agierte, sondern aus purer Lust.

Schon zu Beginn der 60er Jahre gab es aber auch Gegenentwürfe. „The Ugly American“ – „Der hässliche Amerikaner“ – heißt ein Film, der 1962 unter der Regie von George Englund entstand und in dem Marlon Brando einen Botschafter spielt, der so brutal wie ignorant amerikanische Interessen in einer Kultur durchzusetzen versucht, die er nicht einmal versteht. Spätestens seit den 70er Jahren gab es Filme wie Constantin Costa-Gavras’ „Der unsichtbare Aufstand“ (1972) oder Oliver Stones „Salvador“ (1986), die sich keinerlei Illusionen über die Arbeit von Agenten der freien Welt machten: Sie brachten Unordnung, Korruption und Mord in die Länder, in denen es Öl, Holz oder Früchte zu holen galt, und die Filme sahen ihnen dabei zu.

Man kann nicht behaupten, dass das Kino die destruktiven und selbstdestruktiven Seiten des inoffiziellen Staatsterrorismus nicht behandelt hätte. Das englische wie das amerikanische Kino hat zu seinen staatsterroristischen Instanzen immer wieder auch kritische Distanz aufgebaut; es hat ihnen unterstellt, an politischen Morden beteiligt zu sein wie in Pakulas „Zeuge einer Verschwörung“ (1974), es verwickelte sie in psychotische Privatkriege wie in John Hustons „Der Brief an den Kreml“ (1970), es zeigte, wie westliche Geheimagenten Bürgerkrieg in Lateinamerika anzetteln und an der Ermordung des demokratischen Präsidenten Allende beteiligt sind, in Costa-Gavras’ „Vermisst“ (1982), es sprach aus, was man in der offiziellen Politik nie aussprechen konnte, nämlich dass man die meisten Unruheherde und die meisten politischen Monster dieser Welt selbst geschaffen hatte, wie es noch mehrere Filme nicht lange vor dem 11. September 2001 taten. Andere Agenten, wie etwa Michael Caine in den „Harry Palmer“-Filmen oder die Figur von John Le Carrés George Smiley, jüngst wieder in „Dame König As Spion“, zeigten den Agenten als betrogenen Betrüger. In den „Bourne“-Filmen war die politische Metapher an der Jahrtausendwende so drastisch wie unreal zum Thrill geworden: Der Geheimagent hat seine Identität verloren. Er weiß nicht mehr, wer er ist, was er getan hat und was er dort verloren hat, wo er ist. Der Agent wurde zum Gleichnis von jedwedem Vertrauens- und Wirklichkeitsverlust. Am Ende steht ein Staatsterrorist (im Kino wenigstens) immer als Opfer da, als einer, der niemandem mehr trauen kann. Nicht einmal mehr sich selbst.

Und James Bond? Er hatte immer nur zwei Möglichkeiten, auf so viel schmutzige Realität im Kino nebenan zu reagieren. Entweder zog er sich noch mehr in seine Wahnwelt aus Werbung, Sextourismus, Abenteuerurlaub und Glamour zurück, oder er versuchte, sich diesem Einbruch der Wirklichkeit mehr oder weniger mannhaft zu stellen. Jeder neue Bond ist eine Antwort auf die Frage, wie man den unsauberen Traum an die Wirklichkeit anpasst. Und nur James Bond konnte es gelingen, immer wieder über seine Feinde zu triumphieren. Die haben es wirklich in sich: Was ihre Motive anbelangt, sind es üble Pulp-Fiction-Karikaturen, Neurotiker, Fetischisten, Paranoiker, you name it. Was ihre Technologie anbelangt, so haben sie sich immer das Beste auf dem internationalen Waffen- und Wissenschaftsmarkt zusammengekauft. Und immer ein paar willige Frauen, die im Schatten ihres impotenten Gebieters ihren sexuellen Sadismus ausleben, mein lieber Schwan, die aber dann doch... In jedem James-Bond-Film steckt eine „Entführung aus dem Serail“-Fantasie. Als Verschwörer aber sind die Bond-Schurken Weltmeister der angewandten Systemtheorie. James Bond besiegt stets das, was auf den ersten Blick perfekt erscheint. Weil er selbst nicht wirklich perfekt ist. Darin steckt die Supermetapher: Das Unperfekte, aber Dynamische bezwingt das Perfekte, aber Starre. Anders gesagt: Wer die Welt beherrschen will, der wird scheitern. Wer sie genießen will, der gewinnt.

Warum aber, abgesehen von seiner Drastik und seiner Selbstironie, verzeihen wir James Bond, was wir sonst so leicht nichts und niemandem verzeihen würden? Vor allem wegen seiner Britishness. Der ugly American tauchte auch in der Wirklichkeit immer wieder auf, inflationär in dieser Zeit. Das Britische in der Geschichte und in der Erscheinung von Herrn Bond ist zugleich eminent wichtig und bloße Maskerade. Es bindet ihn zwar sozusagen nostalgisch an Form und Inhalt einer postkolonialen Macht, aber nie wird ein Hehl daraus gemacht, dass er als Held der freien Welt für die Interessen des Westens unterwegs ist; es kommt nur darauf an, wer gerade dazugezählt wird. Amerikaner sind in den Roger-Moore-Filmen wenn nicht hässlich, dann wenigstens komisch, in den Pierce-Brosnan-Bonds arbeitet der Held gern mit der CIA zusammen, und in den Daniel-Craig-Filmen heißt Zusammenarbeit definitiv nicht, einander zu trauen.

Der Geheimdienst in Großbritannien wurde stets mit sehr viel mehr Diskretion behandelt als FBI, OSS und CIA in den USA. Die Struktur dieses Geheimdienstes blieb über ein Jahrhundert fast unverändert, die Traditionen indes reichen zurück ins 15. Jahrhundert. Spionage ist nicht nur in Kriegszeiten ehrbarer Teil der Politik. Für jemanden wie James Bond ist der Secret Intelligence Service zuständig, vormals MI5 (MI für Military Intelligence) für innen und MI6 für außen. Was drüben der „hässliche Amerikaner“ ist, ein hemdsärmeliger Kerl, der sich tagsüber die Minister in die Botschaft kommen lässt und nachts mit Drogenbaronen und Killerkommandos kollaboriert, hat in der populären Mythologie Englands einen ganz anderen Stellenwert. Es waren Männer wie Lawrence von Arabien oder Graham Greene, die für den Geheimdienst arbeiteten; für die Vermischung von Wirklichkeit und Literatur im Popsegment sorgten Autoren wie der Bond-Erfinder Ian Fleming oder John Le Carré, die

LEBENSHILFE MIT
JAMES BOND. FOLGE 6:
IM ZOO

„Raubtier! Man sollte dich in einen Käfig sperren“

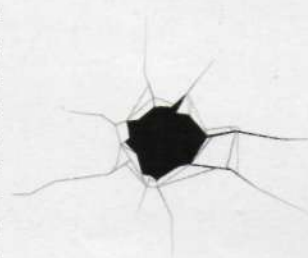
(„Feuerball“)

beide selbst für den Nachrichtendienst tätig waren. Der englische Agent hatte immer mehr mit Literatur zu tun als mit Ölquellen und United Fruit. Das waren Leute wie Sidney Reilly, der mit elf Pässen – „und zu jedem die passende Frau“ – in den Jahren der russischen Revolution an den Brennpunkten der Welt im Dienste Ihrer Majestät unterwegs war (und sich übrigens nebenbei durch den Waffenhandel ein privates Vermögen verdiente); ein manischer Geschichtenerzähler und Lügner vor dem Herrn. Aber an Exzentrikern, bizarren Snobs oder weltfremden Bürokraten, wie wir sie von den Nebenfiguren der Bond-Filme kennen, war nie Mangel. In den 60er Jahren (den Geburtsjahren des Mythos Bond) waren MI6 und CIA übrigens dermaßen miteinander verfeindet, dass beinahe die Zusammenarbeit von britischem und amerikanischem Geheimdienst gänzlich aufgehoben wurde. Es war die große Zeit einer zweiten Welle von Abenteurern und bizarren Künstlern im britischen Geheimdienst, und manche von ihnen lassen einen Austin-Powers-Film als pure Untertreibung erscheinen.

Natürlich war der exzentrische Brite als Agent genau so eine Chiffre wie der hemdsärmelige ugly American. Dahinter ging es hier wie dort um Politik und Verbrechen und vielleicht um zwei verschiedene Wahnsysteme. Auch die britischen Geheimdienste hatten ihre kommunistischen Feindbilder. Aber alle Wachsamkeit konnte jene höchst traumatische Niederlage der britischen Spionageabwehr im Fall von Kim Philby nicht verhindern, der immerhin Leiter der Abteilung zur Abwehr

der spionierenden Hochschullehrer. Bei der Cambridge-Clique war das übrigens eine gleichgeschlechtliche Liebe gewesen; James Bond ist manisch bemüht, einen solchen Verdacht nicht aufkommen zu lassen. Bond läuft einer Tradition im britischen Spionagewesen weg (oder eben einem Mythos davon): Spionage sei die Rache schwuler Männer an der rigiden Unterdrückung und Ausgrenzung ihrer Sexualität. So erklären es zumindest einige der Lebensberichte der Betroffenen. Die Homosexualität spukt bei James Bond stattdessen in den Welten seiner Superschurken-Feinde; Kastrationsspiele und eher merkwürdige sexuelle Symbole (in wechselnder Intensität bei den verschiedenen Bond-Darstellern) sind schwer zu übersehen. Aber natürlich hat der Kerl solcherlei Analyse schon längst in seine ironischen Abwehrmechanismen integriert.

Bond jedenfalls ist ein Held der Transition: auf der Flucht vor seiner Gesellschaft und ihren Regeln und zugleich ihr bester Agent. Er setzt dabei in gewisser Weise die Tradition des britischen Freibeuters fort. Er ist gesetzlos, aber loyal. Außerhalb der guten Gesellschaft, aber doch ihr bestes Werkzeug. Die Lizenz zum Töten ist eine moderne Form des Kaperbriefs. Ein Outlaw, der zugleich die jeweils neueste Technologie benutzt, um an den Rändern der jeweils neuesten Landkarten Unruhe zu stiften, die das Aufkommen neuer ökonomischer Konkurrenz, neuer Herrschaftsformen und alter Feinde behindert. Und das – anders als bei



Die Rituale, die es uns in Bond-Filmen so heimelig ums Herz werden lassen, weisen unseren Helden definitiv als Zwangsneurotiker aus

sowjetischer Agenten (und ausgerechnet Verbindungsmann zwischen MI6 und CIA) war und in Wahrheit für den KGB arbeitete, in engem Kontakt mit den sogenannten Cambridge-Maulwürfen. Der Legende nach waren Letztere fünf freundlich-exzentrische Hochschulangehörige, die voller idealistischer Absichten militärische, diplomatische und wirtschaftliche Geheimnisse an den Osten verrieten. Erst 1963 wurde Philby enttarnt und entkam nach Moskau. Seine Enthüllungen brachten vor allem den desolaten und in seiner internen Konkurrenz beinahe pathologischen Zustand von MI5 und MI6 zutage. Darüber sind viele Bücher geschrieben, merkwürdigerweise aber keine Filme gedreht worden. Wir hatten ja ihn stattdessen: James Bond.

Eine positive Figur war also mehr als willkommen. Bemerkenswerterweise aber hat James Bond eine ganze Reihe von Eigenschaften, die diesen fünf eher sonderbaren Cambridge-Maulwürfen zu eigen waren: den Snobismus, die Vorliebe für bestimmte Alkoholsorten, das sexuelle Abenteuerlust und nicht zuletzt das kindliche Vergnügen an Gadgets, Maskierungen und persönlichen Manipulationen. „In gewisser Weise haben sich Sex und Spionieren die Waage gehalten, das eine ist eine Tarnung für das andere gewesen“, bekannte später einer

Harry Palmer – mit der Garantie, als Held heimzukehren und alles an seinem Platz zu finden. Die Rituale, wir haben das vielleicht zu erwähnen vergessen, die es uns in James-Bond-Filmen so heimelig ums Herz werden lassen, weisen unseren Helden definitiv als Zwangsneurotiker aus. Frühe Versuche, wie etwa die mit dem unglücklichen George Lazenby als Bond, den Helden aus diesem politisch-neurotischen Zwangsverhalten zu befreien, scheiterten kläglich. In Daniel Craigs Superagenten allerdings scheint sich der Snobismus immerhin mit einer Working-class-Authentizität zu verbinden. Keiner seiner Filme kommt ohne mehr oder weniger komische Zwischenszenen aus, in denen sich der neue James Bond über Aspekte seiner alten Heldenrolle mokiert, aus der er sich mal wieder gehäutet hat. Das ist nicht der überhebliche Superbeamte, sondern ein taffer Prekarianer. Es ist eben so, dass einer, der die Drecksarbeit erledigen muss, auch ein bisschen wie eine Ratte aussieht. Und in den ersten beiden Filmen seiner Serie erfahren wir, wie etwas in ihm getötet werden musste, damit er werden konnte, wie er ist. Und daher ist es auch kein Wunder, dass nun, im dritten Craig-Bond, die Paranoia aus der Welt nach seiner eigenen Organisation greift. Jetzt hat sie auch James Bond erwischt. Die Krise. ✖



Georg Seeßlen, Feuilletonist und Filmkritiker, schreibt unter anderem für die „Zeit“, „taz“ und den „Tagesspiegel“. Er hat zahlreiche Bücher verfasst, auch über Martin Scorsese, David Lynch, Alfred Hitchcock und Stanley Kubrick

Streit-Wagen

Solche Autos hat sich jeder schon mal gewünscht. Im berühmten Aston Martin DB5 oder im nicht minder bekannten Lotus Esprit ein paar Knöpfe drücken, schon ist die Piste frei, oder man geht auf Tauchstation

Von HARALD KAISER



VERTEIDIGUNGSZENTRALE

Im rechts gesteuerten Aston Martin sind neben einem Telefon in der Türverkleidung auch jede Menge Schalter und Knöpfe in der Mittelkonsole für verschiedene Waffen untergebracht



NUMMERNDREH

Um Verfolger zu verwirren, lässt sich auf Knopfdruck das Kennzeichen wechseln. Zur Wahl stehen ein britisches, ein französisches und ein Nummernschild aus der Schweiz



FEuern UND RAMMEN

Blaue Bohnen aus Maschinengewehren hinter den Blinkern räumen den Weg, ebenso wie die frei ausfahrbaren Hörner in der Stoßstange

Aston Martin DB5

Der Wagen wurde 007 für die „Goldfinger“-Mission anvertraut. Obwohl von Q ausdrücklich dazu aufgefordert, das Auto (Sechszylinder, vier Liter Hubraum, 286 PS, 228 km/h Spitze) pfleglich zu behandeln, fuhr Bond das gute Stück bei einer Verfolgungsjagd zu Schrott

HIMMELSTÜR

Ein Druck auf den roten Knopf am Schalthebel, und der unliebsame Beifahrer steigt per Schleudersitz durchs blitzschnell wegfliegende Dach aus



KUGELFANG

Kommen unfreundliche Gewehrgrüße von hinten, fährt Bond einfach die kugelsichere Stahlplatte hoch. Auch die Windschutzscheibe ist schussicher



HEIMTÜCKE IM HECK

Rutschig wird's, wenn die Ölspritze in der linken Leuchte aktiv ist. Aus der rechten können Dreizacknägel ausgeworfen werden, die zu Plattfüßen beim Verfolgerauto führen



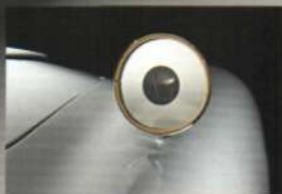
VERNEBELUNG

Die Verfolger befinden sich im Blindflug, sobald die Nebeltaste gedrückt wird. Dann erzeugt eine kleine Vorrichtung (r.) Rauch, der hinten ausgestoßen wird



ADLERÄUGEN

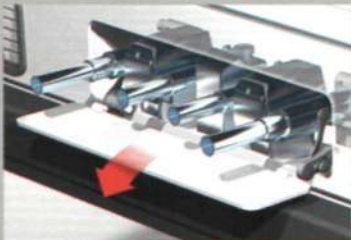
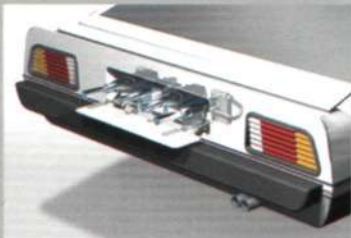
Das Radargerät im Außenspiegel sucht den Bösewicht und zeigt dessen Position auf der Landkarte an



SCHARFE ANGELEGENHEIT

Wer Bond zu nahe kommt, macht Bekanntschaft mit dem ausfahrbaren Schlitzer. Mithilfe der rotierenden Messer lassen sich die Reifen eines feindlichen Autos sekundenschnell zerfetzen





DÜSEN DES VERDERBENS

Wehe, wenn am Lotus Esprit das hintere Nummernschild runterklappte.

Bond konnte aus den vier Rohren flüssigen Zement und – getaucht – Tinte ausstoßen



ABSCHUSSBASIS

Direkt unter der Heckscheibe diente ein Raketenwerfer der Verteidigung. Er funktionierte auch unter Wasser



RUNDUMBLICK

Auch bei einer Tauchfahrt hatte U-Boot-Pilot Bond dank eines ausfahrbaren Periskops alles im Blick. Die Sehhilfe ließ sich um 360 Grad drehen



SCHUBKRAFT

Kaum war der Lotus in den Fluten verschwunden und die hintere Stoßstange ausgefahren, kamen vier Schiffsschrauben zum Vorschein



LEITBLECHE

Für Stabilität im nassen Element sorgten zwei Ruder rechts und links im Heck des Lotus. Sie klappten heraus, sobald auf Schraubenantrieb geschaltet wurde

Lotus Esprit

Das multiple Fahrzeug für Land- und Wassereinsätze steuerte 007 im Film „Der Spion, der mich liebte“. Auf der Straße reichten die 162 PS des Zweilitermotors für knapp über 220 km/h. Im Reich der Fische dagegen waren nur 16 Knoten (knapp 30 km/h) drin



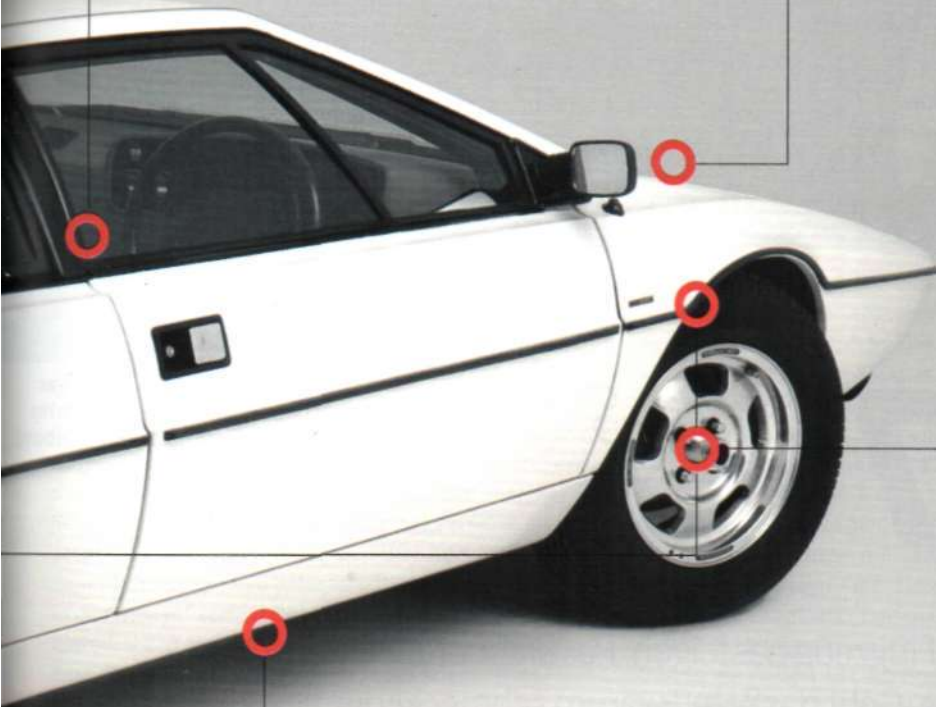
HEBELWIRKUNG

Nach einem Ruck an diesem Hebel in Pfeilrichtung verwandelte sich die Flunder von James Bond in ein tauchfähiges Vehikel, dessen Stromlinienform unter Wasser hilfreich war



RAKETENWERFER

Unfreundliche Grüße konnte der Geheimagent mit der Lizenz zum Töten auch vorn versenden. Es waren entweder Raketen mit Blendgranaten und Sprengsätzen oder Harpunen



RÄDER REIN, RUDER RAUS

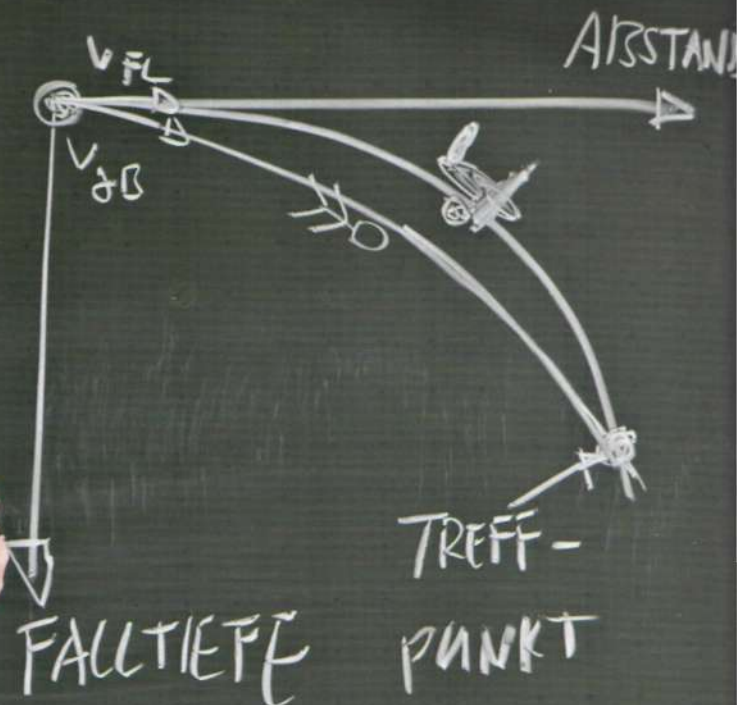
Sobald das Auto ganz im Wasser war, klappten alle vier Räder nach innen weg. Schotten in den Radkästen machten das Bond-Mobil wasserdicht. Parallel zu dem Vorgang fuhren vorn und hinten je zwei seitliche Tiefenruder heraus



MINENLEGER

Feindliche U-Boote konnten mit Minen bekämpft werden. Sie wurden aus einer Vorrichtung am Unterboden des Wunderwagens ausgestoßen





Reine Mathematik: Bonds luftiger Einstieg in „Goldeneye“ und Metin Tolans physikalische Analyse (oben)

$$0,07 = \frac{2 \cdot s}{\Delta v} *$$

* Diese Formel errechnet, wie lange James Bonds Beine belastet sind, wenn er in „Casino Royale“ von einem Kran zum anderen springt. Er geht dabei $s = 0,5$ m in die Knie, und seine Geschwindigkeit ändert sich um $\Delta v = 13,9$ m/s, was eine Belastungszeit von 0,07 Sekunden ergibt (und normalerweise zum Beinbruch führen würde)

Im freien Fall ein Flugzeug besteigen. Per Magnetuhr einen Reißverschluss öffnen. Geht das? Und warum schmeckt der Wodka-Martini geschüttelt besser? Metin Tolan, Physikprofessor an der TU Dortmund und Bond-Fan, erteilt uns und 007 eine Lehre

Professor Tolan, wann haben Sie das letzte Mal den Reißverschluss am Kleid einer Frau mit einer Magnetuhr geöffnet – so wie Bond in „Leben und sterben lassen“?

Ha, vor zweieinhalb Jahren habe ich das versucht! Mit einigen Mitarbeitern haben wir die Uhr des Geheimagenten in etwa nachgebaut. Anschließend sind wir durch ein Kaufhaus gelaufen auf der Suche nach einem Kleid mit Metallreißverschluss. So eins müssen Sie erst einmal finden, die meisten haben Plastikreißverschlüsse.

Und dann?

Die haben uns rausgeschmissen, weil sie dachten, wir wären nicht normal. Es war auch keine Frau dabei, die

zumindest hätte vorgeben können, ein Kleid zu kaufen. Und als ich sagte, dass wir ein Experiment machen, stießen wir auf völliges Unverständnis.

Ist der Magnet in der Uhr denn stark genug, um wie im Film einen Teelöffel aus einem Meter Entfernung anziehen zu können?

Prinzipiell ja, es kommt aber auf die Umstände an. In dem Fall müssen Magnet und Batterie sehr stark sein. Mister Q, der legendäre Erfinder beim britischen Geheimdienst, hatte damals offenbar eine Sonderbatterie entwickelt. Die muss allerdings etwa fünf Ampere leisten, sonst klappt die Nummer nicht. Mit einem Normal-

magneten können Sie in zehn Zentimeter Entfernung metallische Materie von der Größe eines Zuckerkorns anziehen. Aus einem Meter wäre es nur noch ein Bruchteil davon. Und obendrein würde der Magnet sehr heiß, nach unseren Berechnungen etwa 250 Grad. Aber Bond ist ja ein bestens trainierter Geheimagent, der körperlich viel wegstecken kann.

In „Moonraker“ beißt der Beißer mit seinen Edelstahlzähnen das Seil einer Seilbahn durch. Welcher Trick steckt dahinter?

Wäre das tatsächlich ein Stahlseil gewesen, würde der heute noch dran kauen. In Wahrheit war es eines aus Lakritz. Vermutlich hat sich der Beißer damit schon schwergetan. Härteres Material zu knacken ist wegen der geringen Hebelkräfte des Kiefers unmöglich. Der Beißer muss also über eine ganz besondere Kiefermuskulatur verfügen haben.

Wünschen Sie sich manchmal die Spezialausrüstung von Bonds Aston Martin DB5 mit der Ölspritze oder den Reifenschlitzern, wenn Sie sich über andere Autofahrer ärgern?

Nein. Wenn ich solch ein Auto hätte, würde das meine Lebenserwartung drastisch senken. Ich bin ein fürchterlicher Autofahrer, habe 52 Fahrstunden gebraucht und erst mit 29 den Führerschein gemacht. Und bis heute kann ich nicht rückwärts einparken. Deshalb wird mein nächstes Auto eine Einparkautomatik haben.

Gestorben wird bei Bond ja auf vielfältige Weise. In „Goldfinger“ etwa erstickt eine Frau, nachdem ihr eine dünne Goldschicht auf den Körper aufgetragen wurde. Ist das realistisch?

Nein. Interessant aber ist, dass man das am Set damals auch glaubte. Deshalb wurde eine Stelle am Bauch von Goldfingers Assistentin Jill Masterson nicht vergoldet. Doch tatsächlich nehmen wir mehr als 99 Prozent des Sauerstoffs über die Lungen auf. Miss Masterson war deshalb so schlecht dran, weil ihr der Goldüberzug das Schwitzen als Hitzeabfuhr unmöglich machte. Die Schweißdrüsen waren zugestopft. Real wäre sie nach sechs Stunden tot gewesen, weil ihre Körpertemperatur dauerhaft bei 42 Grad gelegen hätte.

In „Goldeneye“ springt Bond einem abstürzenden Flugzeug hinterher und erreicht es auch. Sie schreiben in Ihrem Buch, dass dieser Stunt in der Realität funktionieren kann.

Ja, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen. Zum Beispiel der, dass Bond in der Lage ist, in vielleicht drei Sekunden schwierigste Berechnungen im Kopf vorzunehmen. Er muss, während er mit dem Motorrad Richtung Abgrund prescht, das Tempo genau berechnen, dabei sein Gewicht wie auch den Luftwiderstand seines

Körpers berücksichtigen. Diese Szene war es im Übrigen, die mich dazu brachte, Bond-Filme physikalisch zu untersuchen. Als ich die 1995 im Kino sah, habe ich sofort mit Kopfrechnen versucht herauszufinden, ob das klappen kann. Ich habe es im Gegensatz zu Bond nicht geschafft. Das zeigt, wie gut Bond ausgebildet ist und dass er extrem cool gewesen sein muss. Ich konnte das nur mithilfe des Computers berechnen und bin zu dem Ergebnis gekommen, dass es klappen kann.

Sind Sie neidisch, dass er das blitzschnell im Kopf hinbekommen hat?

Ja, sehr. Sollte Bond mal keine Lust mehr auf Geheimagent haben, würde ich ihn sofort als Physikprofessor einstellen.

Wie sieht es mit der Röntgenbrille aus, die Bond in „Die Welt ist nicht genug“ aufsetzt?

Ich finde, das Reizvolle an den Bond-Filmen mit den technischen Spielereien ist immer genau diese Frage: Ist nicht ein Funke Wahrheit dran? Das gilt auch für die Röntgenbrille. Theoretisch könnte es gehen, die dazu notwendige Röntgenquelle jedoch müsste den jeweiligen Raum mit hoher Strahlung fluten, sodass die davon Betroffenen sofort sterben würden. Funktioniert hätte es dagegen, wenn es eine Infrarotbrille gewesen wäre, eine Art Wärmebildkamera.

„Goldeneye“ hätte 007 eigentlich als Einarmiger beenden müssen. Aus seiner Spezialuhr schießt ein Stahlseil, das ihn blitzartig aus einer Gefahr zieht. Dabei hätte ihm die Schulter herausgerissen werden müssen, oder?

Tja, er hat eben übermenschliche Kräfte. Wir haben ausgerechnet, dass in dem Moment ruckartig etwa 130 Kilo auf seine Schulter hätten einwirken müssen. In der Realität wäre sie sofort abgerissen worden. Interessant ist auch die Sache mit dem Haken vorn am Stahlseil, der sich im Film in einen Stahlträger bohrt. Er hätte bei den 1,5 Sekunden Flugzeit mit 430 km/h eindringen müssen, um sicher halten zu können. Es waren nach unseren Berechnungen aber nur etwa 24 km/h.

Die Frage aller Fragen: Warum ist ein geschüttelter Wodka-Martini besser als ein gerührter?

Weil beim Schütteln die großen Moleküle nach oben kommen. Das sind die Geschmacksträger. Und weil Bond aus Zeitnot stets nur einen kleinen Schluck nimmt, muss der eben gut schmecken.

Gibt es ein Gadget aus der Bond-Trickkiste, das Sie selbst gern hätten?

Den Raketenrucksack. Dann müsste ich mich nicht durch den Verkehr quälen, sondern brauchte ihn nur umzuschallen, das Raketentriebwerk zu zünden und wäre in wenigen Minuten an der Uni oder zu Hause. ✖

Interview: Harald Kaiser

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 7: AUSPARKEN

„Rückwärts wäre eine echte Alternative“

(„Der Spion, der mich liebte“)



Anziehend: Bonds Magnettrick in „Leben und sterben lassen“ funktioniert. Aber nur mit einer Superbatterie



Bauchfrei: Shirley Eaton wird für ihren Tod in „Goldfinger“ präpariert. Die freie Stelle wäre nicht nötig gewesen



Kauboy: Der Beißer zermalmt in „Moonraker“ ein Stahlseil. Da es aus Lakritz war, klappte die Nummer



Metin Tolan, Joachim Stolze: „Geschüttelt, nicht gerührt – James Bond und die Physik“, Piper, 9,95 Euro

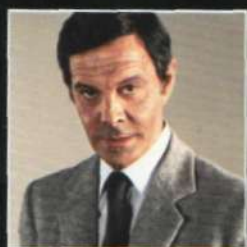
Spirale des Terrors

Jetzt wird's gemein: sämtliche Gegenspieler (plus einige Komplizen) unseres Lieblingsagenten in chronologischer Reihenfolge. Ein Ranking gibt es gratis dazu. Natürlich ganz böse subjektiv...



GENERAL ORLOW

Ein durchgeknallter General, nicht gerade ein Quantensprung in der Unterwelt, passend aber zum Niveau von „Octopussy“. Platz 25



KAMAL KHAN

Bösling Nummer zwei in „Octopussy“. Der französische Hollywood-Veteran Louis Jourdan, angsteinflößend wie ein cremiger Trikotagenverkäufer. Platz 28



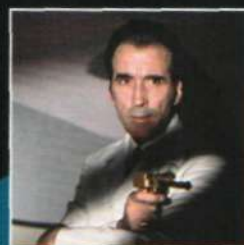
HUGO DRAX

Der Herrenrassenzüchter, gespielt vom Truffaut- und Buñuel-Mimen Michael Lonsdale, wirkte eher wie ein Bibliothekar. Reicht aber für: Platz 15



KARL STROMBERG

Curd Jürgens hatte in „Der Spion, der mich liebte“ leider nur einige Minuten Leinwandzeit. Um dann von 007 schön-de abgeknallt zu werden. Platz 14



FRANCISCO SCARAMANGA

Eleganter Bösewicht in einem öden Film. Christopher Lee bewahrte Haltung mit goldenem Colt und dritter Brustwarze. Dafür winkt: Platz 10



DR. KANANGA

Yaphet Kotto als erster schwarzer Fiesling in „Leben und sterben lassen“. Nur ein Drogendealer, starb aber aufgeblasen spektakulär. Platz 9



DR. JULIUS NO

Mit ihm fing der Irrsinn an, dem gaaanz ruhigen Chinesen mit schwarzen Metallpranken. Endete im brodelnden Reaktorwasser. Platz 5



ROSA KLEBB

Charmant wie ein Stiefeltritt, die Ex-KGB-Agentin, grandios gemimt von Lotte Lenya. „Liebesgrüße aus Moskau“! Tatiana gab ihr die letzte Kugel. Platz 2



ERNST STAVRO BLOFELD

Er schon wieder. Hatte in „Sag niemals nie“ nur zwei kurze Szenen. Der große Bergman-Mime Max von Sydow, sinister wie ein Kaufhaus-Weihnachtsmann. Selbst die Katze guckt böser. Platz 29



MAXIMILIAN LARGO

Den „Mephisto“-Erfolg im Rücken, chargierte sich Klaus Maria Brandauer eitel-lustvoll durch „Sag niemals nie“. Starb unter Wasser. Platz 13



MAY DAY

Der Name ist Programm: Grace Jones schüttelte als Zorins Killeramazonen den schon etwas klapprigen Roger Moore gehörig durch. Platz 11



MAX ZORIN

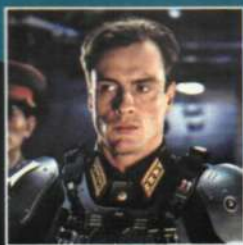
Mal ein Oscar-Gewinner. Christopher Walken mühte sich als semmelblonder Industrieller, wirkte aber wie seine eigene Karikatur. Platz 18

**DOMINICE GREENE**

Besondere Kennzeichen: Glubschaugen und sinistres Flüstern – ein Bösäwisch à la français de Mathieu Amalric. „Ein Quantum Trost“: Platz 21

**LE CHIFFRE**

Ein stilles Genie mit blutträgendem Auge – der Däne Mads Mikkelsen brachte Bond beim Foltern auf den Hoden der Tatsachen. Brr. Platz 6

**GUSTAV GRAVES**

... kam eher wie Gustav Gans auf Speed rüber. Zusammen mit Zao machte er Pierce Brosnan das Leben schwer. Uns leider auch. Platz 23

**ZAO**

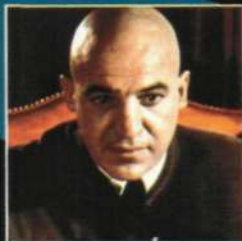
So hübsch ist Rick Yune nur am Anfang von „Stirb an einem anderen Tag“. Weiter ging's als narbengesichtiger Albino. Na ja. Platz 22

**RENARD**

Blofeld für Arme, schmerzfrei. Robert Carlyle brachte etwas Tragik ins Böse. Ansonsten eher blass wie der Film „Die Welt ist nicht genug“. Platz 17

**ERNST STAVRO BLOFELD**

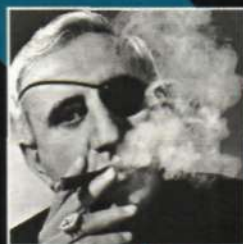
In „Diamantenfieber“ hatte er plötzlich Haare. Charles Gray spielte ihn semi-furcht-einflößend. Connerys Toupet hatte mehr Charisma. Platz 27

**ERNST STAVRO BLOFELD**

Noch mal Cheffe, diesmal Telly Savalas, schon mit Kojak-tauglicher Frisur. Wies Mr. Lazenby in seine mimischen Schranken. War auch nicht schwer. Platz 12

**ERNST STAVRO BLOFELD**

Erster Auftritt des Katzenstreichlers und Spectre-Chefs (hier Donald Pleasence) in „Man lebt nur zweimal“. Entkommt am Ende. Platz 8

**EMILIO LARGO**

Typ Stiernacken – mit standesgemäßem Piraten-Accessoire. Der Atombombendieb zerschellte mit der „Disco Volante“ im „Feuerball“. Platz 7

**ODDJOB**

Der hawaiianische Wrestler Harold Sakata spielte Goldfingers tödlichen Melonenmann, der am Ende den Grill-Tod erleidet. Famos! Platz 3

**AURIC GOLDFINGER**

Der rustikale, goldsüchtige Milliardär mit dem Meckischschnitt bleibt das Maß aller Dinge. 007 entsorgte ihn durchs Flugzeugfenster. Platz 1

**RED GRANT**

Ein grimmiger Amboss auf zwei Beinen, der strohblonde Schläger, den 007 in einer spektakulären Zugabteil-Prügelei erlegt. Platz 4

**GENERAL OURUMOV**

Gottfried John äs sä kräsi raschn Tscheneräl. Im „Goldeneye“-Original ein Genuss. Wird schließlich von Bond beseitigt. Platz 16

**ALEC TREVELYAN**

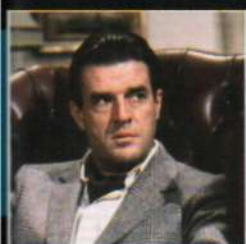
Sean Bean, klasse Schauspieler. Blieb aber als „Goldeneye“-Fiesling und Bonds Ex-MIG-Kollege eher blass. Stürzte am Ende in den Tod. Platz 24

**FRANZ SANCHEZ**

Robert Davi als Drogendealer mit Leguan und hässlichen Hemden – solche Nasen waren selbst für „Miami Vice“ zu billig. Verbrannte im Showdown von „Lizenz zum Töten“. Platz 30

**BRAD WHITAKER**

Ein Redneck in Uniform, wie man sich einen verschlagenen Waffendealer so vorstellt. Keine Oberbösewicht-Qualitäten im „Hauch des Todes“. Platz 19

**GENERAL KOSKOW**

Ein Niederländer, Jeroen Krabbé, gibt den Russen, zusammen mit Whitaker, rechts, die Nase des Bösen. Für Timothy Dalton ausreichend. Platz 20

Familienfeier

Meistens sehen wir sie nur für ein paar Minuten, aber die reichen schon, um uns in einem Bond-Film wie zu Hause zu fühlen: die guten Seelen im Hintergrund. Und ein paar schwarze Schafe

Von **BERND TEICHMANN**



Der Beißer

Nicht sein selten präsenter Boss Karl Stromberg, sondern er war 1977 der große Bösling in „Der Spion, der mich liebte“: Jaws (so im Original), gespielt vom 2,17 Meter großen **RICHARD KIEL**. Bis heute ist der Mann, der Seilbahn-Tampen wie Hotdogs durchbiss und sogar wiederaufstand, wenn ein halber ägyptischer Tempel auf ihn herabrumpelte, eine der beliebtesten Figuren im Bond-Kosmos. So wurde er am Ende des Films am Leben gelassen und durfte in „Moonraker – Streng geheim“ erneut gegen 007 ran, um beim Showdown die Fronten zu wechseln und mit der bezopften, Thermoskannen-großen Dolly ein Happy End zu feiern. Kuriosum: Kiel litt unter Höhenangst.

General Anatol Gogol

Irgendwann wusste man schon, wer abheben würde, wenn beim KGB drüben in Moskau mal wieder das Telefon klingelte. Der Chef des sowjetischen Geheimdienstes sah in sechs Bond-Filmen so aus wie **WALTER GOTELL** (1924–1997). Nachdem er zunächst in „Liebesgrüße aus Moskau“ Rosa Klebbs Handlanger Morzeny verkörpert hatte (Foto), spielte der in Bonn geborene Mime den Oberschlapput erstmals in „Der Spion, der mich liebte“. Wobei er in der Folgezeit oft weniger fanatischer Betonkopf als besonnener Kooperationspartner war. Am Ende von „Im Angesicht des Todes“ verlieh er 007 gar den Lenin-Orden, weil dieser verhindert hatte, dass der Psychopath Zorin das Silicon Valley flutete.



„M“

Meistens blickt er drein, als hätte man ihm gerade die Pension gestrichen. Irgendwie nachvollziehbar, schließlich war 007 ja noch nie ein pflegeleichter Angestellter. Siebzehn Jahre lang über elf Filme, von „Dr. No“ bis „Moonraker“, verkörperte **BERNARD LEE** (1908–1981) Bonds chronisch schmallippigen Chef, dessen voller Name in Flemings letztem Roman „Der Mann mit dem goldenen Colt“ als Sir Miles Messervy genannt wird. Nach einem Intermezzo („Octopussy“ bis „Lizenz zum Töten“) von Robert Brown übernahm **JUDI DENCH** die Geschäfte und kanzelte ihren neuen Untergebenen Pierce Brosnan gleich mal als sexistischen Dinosaurier aus den Zeiten des Kalten Krieges ab. In der Folgezeit lief die Zusammenarbeit dann doch recht reibungslos. Und für den zerschundenen Rüpel Daniel Craig meint man gar hauchzarte Muttergefühle bei ihr zu spüren.

Miss Moneypenny

„Was soll ich bloß machen, damit Sie mich mal mitnehmen?“, seufzt sie Bond in „Liebesgrüße aus Moskau“ an.

Und artikuliert damit stellvertretend für alle Frauen im Kino den Lieschen-Müller-Traum. Die Kanadierin **LOIS MAXWELL** (1927–2007)

verkörperte M's schwärmerische Sekretärin kongenial in 14 Filmen, bevor sie für die beiden Dalton-Bonds von Caroline Bliss abgelöst wurde.

Seit „Goldeneye“ sitzt die weniger biedere Samantha Bond (!) im Vorzimmer, die zwar 007 auch nicht von der Bettkante stoßen würde, aber für rüschige Flirtereien kaum zu haben ist. In unseren

Herzen wird Lois Maxwell immer einen Ehrenplatz haben.

Auf die bekannte, ewige Frage antwortete sie einst: „Roger (Moore) nehme ich als Ehemann, Sean (Connery) als Liebhaber fürs Wochenende.“



Oddjob

Die Melone, Sie wissen schon. Auric Goldfingers Diener, Chauffeur, Caddy und Killer ist ohne Zweifel der herausragende Finstergeselle der Bond-Serie. Nach seinem Boss natürlich. Da die Rolle außer einigen Grunzern stumm war, besetzten die Bond-Produzenten sie mit Toshiyuki „**HAROLD**“ **SAKATA** (Foto: mit zwei Fans beim „Goldfinger“-Dreh). Der Hawaiianer (1920–1982) hatte bei den Olympischen Spielen 1948 in London im Gewichtheben eine Silbermedaille gewonnen, als Wrestler „Tosh Togo“ Erfolge gefeiert, aber null Schau-spielerfahrung. Egal. 129 auf 1,73 Meter verteilte Kilo reichten völlig zur Plansollbefriedigung.



Sheriff J.W. Pepper

Eigentlich ist **CLIFTON JAMES** ja gebürtiger New Yorker. Doch der mal tüffelige, mal hartgesottene Südstaatler sollte im Lauf seiner Karriere an ihm haften wie der Sheriff-Stern an der Uniform in „Leben und sterben lassen“. Er spielte zahlreiche Figuren dieser Art. Sein Einsatz als übereifriger, vom Pech verfolgter Gesetzeshüter ist seine berühmteste Rolle. Unvergesslich die famose Bootsverfolgungsjagd, in dessen Verlauf einer der Flussflitzer in seinen Streifenwagen crasht. Im Nachfolger „Der Mann mit dem goldenen Colt“ trifft er als Tourist dann Bond in Bangkok wieder, durchlebt einen haarsträubenden Auto-Stunt und wird am Ende verhaftet.

Felix Leiter

Wenn's für Bond mal wieder brenzlig wird oder es allein nicht geht, ist er zur Stelle: Felix Leiter, Central Intelligence Agency, Texaner, Jazzliebhaber und in sechs Bond-Romanen bzw. zehn -Filmen unterwegs. Acht unterschiedliche Schauspieler verkörperten den im Buch strohblonden und junggesichtigen Agenten. Je zweimal waren dabei **DAVID HEDISON** („Leben und sterben lassen“, „Lizenz zum Töten“, I.) und **JEFFREY WRIGHT** in „Casino Royale“ und „Ein Quantum Trost“, zweiter Afro-Amerikaner in der Rolle. Fazit: Nie wirkte die CIA sympathischer.



Tee Hee

Wer ihm die Hand gab, riskierte, sie nicht wieder zurückzubekommen. Weil ein altes Krokodil namens Albert seinen rechten Arm vernascht hatte, versah Kanangas freundlich lächelnder Killer seinen Dienst in „Leben und sterben lassen“ mit stählernem Kneifarm. Sogar Bonds gute alte Walther PPK machte so buchstäblich die Biege. **JULIUS HARRIS**, 1,92 Meter groß und auch mit echten Extremitäten eine imposante Erscheinung, spielte den Mann, der am Ende von 007 aus dem fahrenden Zug expediert wurde. Ohne Arm.

Bambi und Klopfer

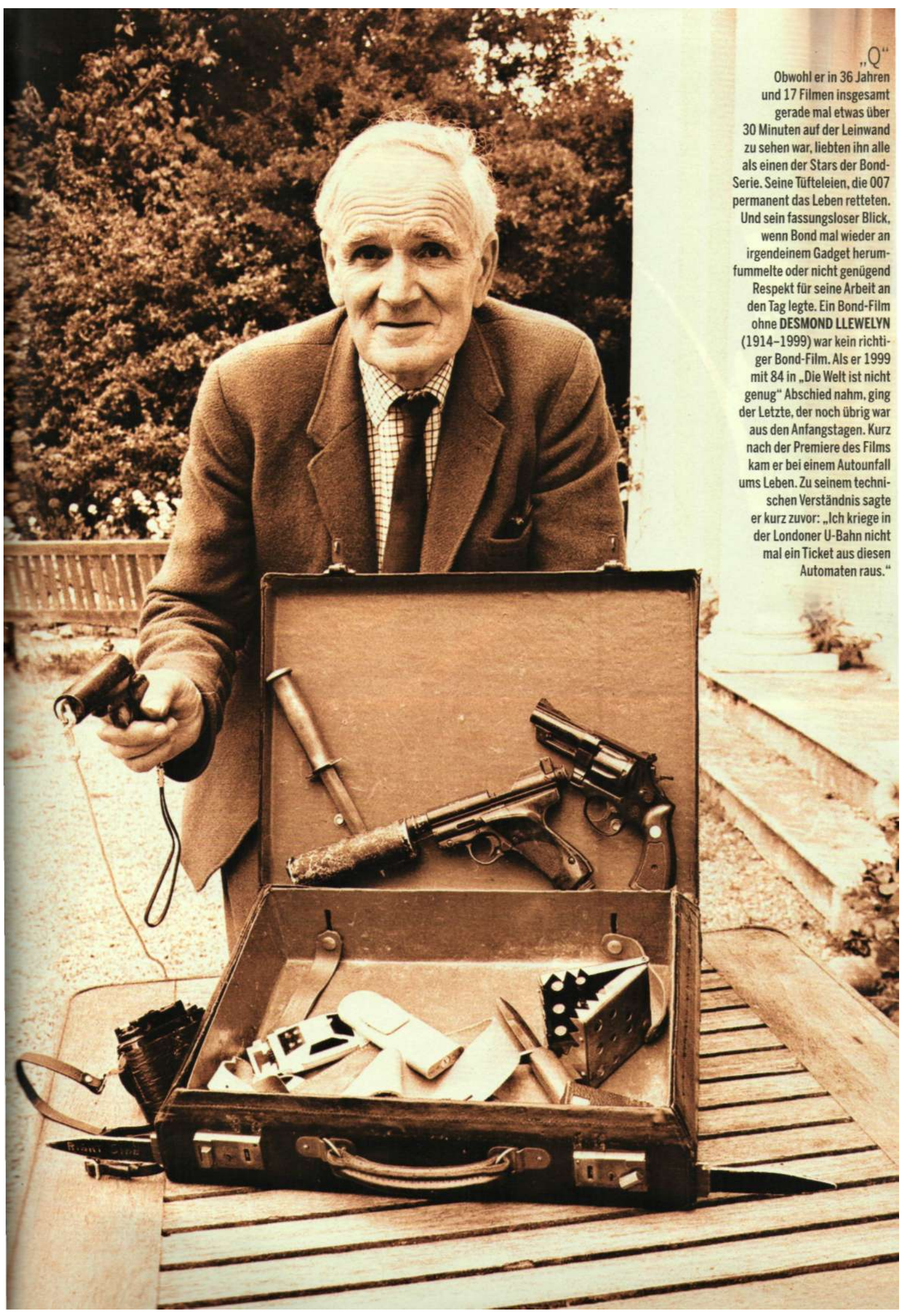
Bambi: „Ich heiße Bambi.“ Klopfer: „Und ich heiße Klopfer. Können wir irgendwas für Sie tun?“ 007: „Klopfer? Da kann ich ja per Gelegenheit mal auf den Busch klopfen.“

Auch bei Bond-Filmen gilt: Die albernsten Szenen brennen sich ins Gedächtnis ein. Eine davon ist die Keilerei zwischen dem schon etwas angejahrten, ähm, steifen Sean Connery und dem schlagkräftigen Amazonen-Duo in „Diamantenfieber“. Deren Namen steigerten den Denkwürdigkeitsquotienten noch. Gespielt wurden die beiden von der Tanz-Choreografin **TRINA PARKS** (I.) und der Olympia-Gymnastin **LOLA LARSON**, die anschließend im Nirwana der Kino-Historie verschwanden.



„Q“

Obwohl er in 36 Jahren und 17 Filmen insgesamt gerade mal etwas über 30 Minuten auf der Leinwand zu sehen war, liebten ihn alle als einen der Stars der Bond-Serie. Seine Tüfteleien, die 007 permanent das Leben retteten. Und sein fassungsloser Blick, wenn Bond mal wieder an irgendeinem Gadget herumfummelte oder nicht genügend Respekt für seine Arbeit an den Tag legte. Ein Bond-Film ohne **DESMOND LLEWELYN** (1914–1999) war kein richtiger Bond-Film. Als er 1999 mit 84 in „Die Welt ist nicht genug“ Abschied nahm, ging der Letzte, der noch übrig war aus den Anfangstagen. Kurz nach der Premiere des Films kam er bei einem Autounfall ums Leben. Zu seinem technischen Verständnis sagte er kurz zuvor: „Ich kriege in der Londoner U-Bahn nicht mal ein Ticket aus diesen Automaten raus.“





Die erste Szene
in fast jedem
Bond-Film: der
Blick durch
den Pistolenlauf
auf 007



Der Mann, der
die Frauen liebte:
Maurice Binder
bei der Arbeit am
Vorspann von
„Der Hauch des
Todes“ (1987)

Mit ihm fing alles an

Er erfand den Blick durch den Pistolenlauf, fantasierte mit Farben, Mädchen und Waffen. Der US-Grafikdesigner Maurice Binder öffnete mit seinen schillernden Vorspännern die Tür zur Welt von James Bond

Her Majesty hat ihren Platz im Kino eingenommen. In wenigen Minuten beginnt im Odeon Leicester Square die Uraufführung des neuen Bond-Films. Prachtvolle Atmosphäre. Die beiden Produzenten Harry Saltzman und Albert R. Broccoli blicken allerdings etwas verspannt zum Projektionsraum hoch. Dort wird noch an der Kopie herumgefummelt. Sie ist nämlich nicht komplett. Maurice Binder hat seinen Vorspann erst auf den letzten Drücker geliefert. Mal wieder. Das kleine Stück wird jetzt hektisch vor den Anfang der ersten Rolle geklebt. Fertig. Aufatmen. Vorhang auf. Film ab. So war es fast jedes Mal.

„Bei uns war das der Standardwitz“, erinnert sich Roger Moore. „Ich gehe auf die Bühne bei der Royal Premiere und lese die Besetzungsliste vor, weil der Vorspann nicht fertig geworden ist.“ Wäre höchstwahrscheinlich eine recht witzige Angelegenheit geworden. Queen ist amüsiert und so. Ist aber Gott sei Dank nie passiert. Wäre auch eine mittlere Katastrophe gewesen. Ein James-Bond-Film ohne sein buntes Intro, das zum Kult gehört wie die Walther PPK, Bikinis oder der Wodka-Martini.

Maurice Binder (1925–1991) war ein Genie, nur brachte er kaum etwas zustande, wenn er nicht unter riesigem Druck stand. Was alle Beteiligten stets an den Rand des Wahnsinns brachte. Er wusste natürlich um die Deadline, aber, so Produktionsdesigner Ken Adam, „erst wenn Broccoli sagte, er brauche bis Ende der Woche die Titelsequenz, arbeitete er Tag und Nacht und hatte die tollsten Ideen“. Produzent Michael G. Wilson vermutet, Binder „wollte sichergehen, dass keiner mehr etwas am Vorspann ändern könnte“.

Denn Maurice Binders Bond-Vorspanne waren ein Ereignis für sich. Kleine Kunstwerke aus Farben, Formen, Symbolen und Silhouetten. Ein Versprechen, eine Illustration der Zuschauerfantasien, halluzinatorische Einstimmung auf Abenteuer, Sex, Spannung und Sophistication.

Kreative Entrees in Filme gab es natürlich schon vorher, sie waren aber selten hübsch anzusehen. Vorwiegend funktionierten sie als Impressum, Personalisten auf Tafeln, die ab und zu über Illustrationen (wie etwa eine Landkarte Afrikas in „Casablanca“) projiziert wurden. Das änderte sich in den 50er Jahren, als die Gewerkschaften in Hollywood die Nennung der Namen streng regelten. Was ziemlich langweilig anzusehen war, Fantasie war gefragt.

Der Grafikdesigner Saul Bass (1920–1996) leitete die Revolution ein, als Regisseur Otto Preminger 1954 bei

ihm einen Vorspann für sein Musical „Carmen Jones“ bestellte. Preminger hatte erkannt, dass ein Vorspann für die Einstimmung auf einen Film und dessen Look ein wichtiger Bestandteil sein kann. Für das Junkie-Drama „Der Mann mit dem goldenen Arm“ (1955) beauftragte er Bass auch mit der Gestaltung der Plakate, sodass der Film quasi zur Marke mit eigenem Logo wurde. Auch Alfred Hitchcock verpflichtete Bass, unter anderem für „Vertigo“, „Der unsichtbare Dritte“ und „Psycho“. Und: Saul Bass war der Erste, dessen Kunst mit einer Nennung im Vorspann gewürdigt wurde.

In den 60er Jahren entwickelten sich die Vorspanne, wie etwa der animierte von „Der rosarote Panther“ (1963), zu eigenen kleinen Filmen weiter. Am einflussreichsten wurde hier Maurice Binder, einst Werbe- und Grafikdesigner beim Kaufhaus Macy's und bei den Columbia Studios. Mit seinem drolligen Vorspann zur Stanley-Donen-Komödie „Vor Hausfreunden wird gewarnt“ (1960), in dem auf einer Rasenfläche eine Gruppe Babys die Funktionen der am Film Beteiligten nachstellte, machte der gebürtige New Yorker die Bond-Produzenten auf sich aufmerksam. Er kreierte das ikonografische Pistolenlauf-Intro und den Vorspann von „James Bond – 007 jagt Dr. No“, in dem er bunte Punkte, Quadrate und Mädchensilhouetten tanzen ließ. Damals ungeheuer modern. Pop-Art pur.

Mit Ausnahme von „Liebesgrüße aus Moskau“ und „Goldfinger“, für die Kollege Robert Brownjohn Filmsequenzen auf Frauenkörper projizierte, entwarf Binder alle Bond-Vorspanne bis einschließlich „Lizenz zum Töten“ (1989). Von „Goldeneye“ (1995) bis „Casino Royale“ (2008) zeichnet Daniel Kleinman verantwortlich, der diese Kunst ins Computerzeitalter überführte.

Maurice Binder war buchstäblich ein Teil der Bond-Familie, sehr eng mit Saltzman und Broccoli befreundet, für deren Kinder eine Art Zweitvater. Er war auch ein uneingeschränkt beliebter Menschenfänger. Überzeugter Junggeselle, der nie geheiratet hat und die Frauen liebte. Was auch einen Teil seines Erfolgs ausmachte. „Wenn er den Fingernagel eines Mädchens fotografierte“, erzählt Arthur Wooster, 2nd-Unit-Regisseur bei zahlreichen Bond-Filmen, „dauerte es nicht lange, bis das Mädchen ganz nackt war. Dafür hatte er wirklich ein Talent.“

„Der schönste Bond-Film“, schrieb einmal der verstorbene Kinojournalist Michael Althen, „wäre womöglich ein Zusammenschnitt aller Vorspanne, welche die Kunst vollbringen, die ganze Welt in Martini zu tauchen. Denn das ist der Traum, den 007 jedes Mal aufs Neue formuliert.“

Bernd Teichmann



Mit hoher Punktzahl ging's los in „James Bond – 007 jagt Dr. No“ (1962); Voodoo-Style in „Leben und sterben lassen“ (1973) und immer wieder schwebende Damen in allen Formen und Farben, wie in „Moonraker – Streng geheim“ (1979, von oben)

Tadatt-ta-daaaaa ...!

Es begann mit John Barrys Geniestreichen und endete mit aus der Hüfte geschossenen Rocksongs fürs Popcorn-Kino: Die Musik der Bond-Filme hat sich entwickelt – nur nicht unbedingt zu ihrem Vorteil

Von GÖTZ ALSMANN

Wenn Sie die folgenden Zeilen lesen, werden Sie sicher von selbst darauf kommen, aber zur Sicherheit sei es schon jetzt gesagt: Wenn es um James Bond geht, bin ich absoluter Traditionalist. Ein Vergleich: Sherlock Holmes, dem anderen unsterblichen Briten, steht die traditionelle Herangehensweise speziell in den Verfilmungen mit Jeremy Brett genauso gut wie die gekonnte Kompletmodernisierung mit Benedict Cumberbatch. Warum? Weil Holmes über seine Marotten und seinen Intellekt funktioniert.

Holmes ist ein denkender, schräger Kopf und keine Stilikone, die sich über charakteristisches Set-Design oder Ära-prägende Musik definiert. Bond ist das sehr wohl. Oder besser: Er war es, bis seine Typenzeichnung so sehr anonymisiert wurde, dass eigentlich nichts mehr von ihm übrig geblieben ist. Das Anforderungsprofil für einen Bond-Darsteller wechselte im Laufe von 50 Jahren von einem Gentleman à la Cary Grant (dem man die Rolle tatsächlich als Erstem angeboten hatte) zu Conan dem Barbar.

Die Machart der allerjüngsten Generation der Bond-Reihe ist so bestellt, dass eigentlich jeder beliebige Actionheld Bond-Darsteller sein kann. Das mag dann für zwei unterhaltsame Stunden im Großkino zwischen Nacho-Saucen-Aroma, Popcorn-Mampfen, Handytöne-Ausprobieren und Cola-Verschütten reichen. Für einen echten James Bond reicht das leider nicht. Die seit 50 Jahren eigentlich schon immer haarsträubenden Plots wurden in all ihrer irren Überspanntheit und ihrem komplett logikfreien, sich selbst veräppelnden Wahnsinn zumindest von Bonds Eleganz, seinem Ladykiller-Instinkt, seiner Genießerpose und seiner Selbstironie zusammengehalten. Und natürlich von der Musik. Seiner Musik – der James-Bond-Musik.

In den ersten zehn Jahren der Reihe wurde die typische Bond-Musik geprägt und etabliert, danach ein paar

Jahre imitiert, und schließlich fand man, dass man im Grunde auch ohne sie auskam. Das war nicht nur bei den Bond-Filmen so. Es ist Teil der kulturellen Entwicklung, dass ein schnell aus der Hüfte geschossener Rocksong dem Geschmack des jungen Action-Publikums eher entspricht als ein traditionell durchkomponierter Filmscore im gekonnt-gepflegten Easy-Listening-Sound, der als melodischen Höhepunkt auch noch den von einer großen Stimme präsentierten, womöglich Oscar-nominierten Filmsong des Jahres liefert.

Statt seiner ertönt jetzt tagesaktueller Poprock, der, das nehme ich mal an, absolut auf der Höhe der Zeit ist, etwa so, wie auch die Spezialeffekte ganz klar von den besten Feuerwerkern der Filmbranche ausgeführt werden. Ich kann beides nicht beurteilen. Was ich aber weiß: James Bond und John Barry – das sind zwei Namen, die unbedingt zusammengehören.

Denn John Barry war es, der den klassischen Bond-Sound ersann. Er trug mit seinen großen Titelballaden in den 60er Jahren entscheidend dazu bei, dass der Mythos des Filmspions auch über die ihn umspielende Musik greifbar wurde. „From Russia With Love“, gesungen von Matt Monro, oft in der englischen Presse als „singender Busfahrer“ verulkt, aber in Wirklichkeit einer der größten Vokalistinnen in der Geschichte der Unterhaltungsmusik. „Goldfinger“ und „Diamonds Are Forever“: gütiger Himmel! Shirley Bassey, die sicherlich auch als Bond-Girl eine interessante Wahl gewesen wäre.

„Thunderball“, interpretiert von Tom Jones. Tom Jones! Oder „You Only Live Twice“, der Titelsong zum besten aller Bond-Filme und der vielleicht größte Moment in der Sangeskarriere von Nancy Sinatra. Und natürlich Louis Armstrong. Jeder liebt Louis Armstrong, und damals liebte man ihn sicherlich noch ein bisschen mehr als heute. Er sang Barrys „We Have All The Time In The World“ in dem notorisch unterbewerteten Streifen „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“. John Barry schrieb →

LEBENSILF MIT JAMES BOND. FOLGE 8: IN DER DISCO

„Ihr Tanz ist einfach umwerfend. Und Sie sind es auch“

(„Der Mann mit dem goldenen Colt“)

Matt Monro
Song: „From Russia With Love“
(„Liebesgrüße aus Moskau“, 1963)

Tom Jones
Song: „Thunderball“
(„Feuerball“, 1965)

Paul McCartney & Wings
Song: „Live And Let Die“
(„Leben und sterben lassen“, 1973)

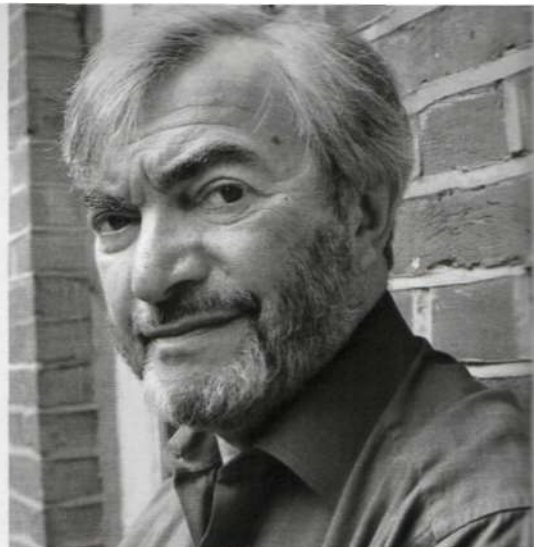
Nancy Sinatra
Song: „You Only Live Twice“
(„Man lebt nur zweimal“, 1967)

Shirley Bassey
Songs: „Goldfinger“ (1964), „Diamonds Are Forever“
(„Diamantenfieber“, 1971), „Moonraker“ (1979)

Louis Armstrong
Song: „We Have All The Time In The World“ („Im Geheimdienst Ihrer Majestät“, 1969)

Der Mann mit den
goldenen Ohren:
John Barry, hier in
einer Aufnahme
aus dem Jahr 1967,
prägte den
Bond-Sound





Dreiklang: die Bläuersätze von Stan Kenton (l.), die Twangy-Gitarre Duane Eddys und ein Einfall von Monty Norman – Zutaten, aus denen John Barry den typischen Bond-Klang schuf

nicht nur all diese (und auch noch einige spätere) Bond-Groß-Schlager, er komponierte und arrangierte auch die so typischen Soundtracks, die zwischen Casino und Kaserne, Einmannhubschrauber und Unterseeboot, Big Ben und Eiffelturm für eine stets angemessen dosierte, gefährlich-sexy-akrobatisch-exotisch-britisch-ironisch-urbane Grundstimmung sorgten.

John Barry, geboren 1933 als Sohn eines Kinobetreibers, war schon als Kind musikalisch aktiv und begann mit 16 das Spiel der Jazztrompete. Aber es war während seiner Militärzeit, als er begann, sich ernsthaft für die Kunst des Arrangierens zu interessieren. Aus der Kaserne auf Zypern heraus schrieb er sich für einen Arrangement-Fernkurs bei dem nur fünf Jahre älteren amerikanischen Jazz-Wunderknaben Bill Russo ein, dessen Werke von dem Granden des progressiven Big-Band-Jazz Stan Kenton genauso gespielt wurden wie vom abenteuerlustigen Dirigenten Leonard Bernstein.

Auf diese etwas unorthodoxe Art und Weise ausgebildet, fand Barry nach seiner Entlassung schnell Arbeit als Arrangeur und Trompetensolist in namhaften britischen Tanzorchestern wie bei ambitionierten Jazz-Ensembles. 1957 formte er seine eigene Combo, die John Barry Seven, die sich bald als Hausband für Teenager-TV-Shows der BBC etablieren konnte. Erste Schallplattenaufnahmen erschienen zum Jahresende, und schon befanden sich die sieben Musiker auf einer Dauertournee durch britische Theater und Music Halls, um als vielseitige Alleskönner Rock & Roll- und Unterhaltungsstars jedweder Couleur zu begleiten.

Mit wachsender Popularität konnte John Barry bei seiner Plattenfirma die Finanzierung eines immer größer werdenden Musikerapparats durchsetzen, mit dem er sich als Arrangeur austoben konnte. 1960 erschien der erste Film mit seiner Musik: „Beat Girl“. Das Soundtrack-Album wurde ein Überraschungserfolg, und Barry erwarb sich den Ruf des kommenden jungen Mannes. Ihm schien in musikalischen Notsituationen über Nacht immer eine Lösung einzufallen. Seine Combo fungierte als Studioensemble für zahllose Singlehits und wirkte anonym als zeitgemäße Rhythmusgruppe bei mehr Aufnahmesessions mit, als die Gewerkschaft erlaubte.

Und Barry war der Mann, an den sich das verzweifelte Produzententeam des mit großem Zislaweng angekündigten ersten James-Bond-Films „James Bond – 007 jagt Dr. No“ wandte. Sie hatten ein Problem – mit Monty Norman.

Monty Norman war ein ähnlich vielseitig tätiger Musiker wie John Barry. Als Sänger bewarb er sich zeitweilig um den inoffiziellen Titel des englischen Frank Sinatra. Danach wurde er Musicaltexter und Hitlieferant für Alt- wie Jungstars. Er beteiligte sich als Co-Komponist an dem Musical „Expresso Bongo“, das schon ein Jahr vor „Beat Girl“ verfilmt wurde. Ihm hatte man den Auftrag gegeben, sowohl die begleitende Filmmusik als auch ein eingängiges James-Bond-Thema zu komponieren. Vielleicht hatte er diese Aufgabe ein bisschen zu sehr auf die leichte Schulter genommen.

Er nahm eine Komposition, die schon seit Jahren ungeküsst in seinem Schreibtisch schlummerte und die aus einem nie realisierten Musical über die Geschichte des Lebens einer indischen Familie in der Karibik stammte.

 Lani Hall Song: „Never Say Never Again“ („Sag niemals nie“, 1983)	 Sheena Easton Song: „For Your Eyes Only“ („In tödlicher Mission“, 1981)	 Duran Duran Song: „A View To A Kill“ („Im Angesicht des Todes“, 1985)	 a-ha Song: „The Living Daylights“ („Der Hauch des Todes“, 1987)
 Carly Simon Song: „Nobody Does It Better“ („Der Spion, der mich liebte“, 1977)	 Rita Coolidge Song: „All Time High“ („Octopussy“, 1983)		

Fix noch ein wenig am alten Arrangement herumgebastelt – fertig! Fertig waren die Produzenten auch. Fix und fertig. Sie wollten eine Musik, mit der die neue Filmreihe über Jahre weltweit eine echte akustische Duftmarke abgeben konnte. Stattdessen gab es einen stilistisch antiquierten pseudo-orientalischen Folklore-Schnickschnack. Sicher: Die Melodie war gut. Aber alles andere...

Als George Martin, der legendäre Beatles-Produzent, 1973 für einen Film die kompositorischen Aufgaben von John Barry übernahm, überließ er das Abfassen des Titelsongs „Live And Let Die“ wohlweislich seinem Intimus Paul McCartney. Nachdem Barry dann wieder für einen Film das musikalische Sagen hatte („Der Mann mit dem goldenen Colt“ – mein erster Bond-Streifen und zweifellos einer der fragwürdigsten Quatschfilme der

Es war die alte Geschichte: Der Komponist pfeift eine Melodie, und der Arrangeur macht einen Hit daraus

Jetzt musste John Barry ran: Bläusersätze à la Stan Kenton, eine tief dröhnende Twangy-Gitarre wie beim populären US-Rocker Duane Eddy, leichtfüßiger Wechsel in der Rhythmisierung zwischen Rock & Roll und Swing... Perfekt! All dies hatte Barry schon bei seinen früheren Produktionen ausprobiert, aber noch nie hatte er das alles so präzise, so stimmig, so richtig hinbekommen. Es war die alte Geschichte: Der Komponist pfeift eine Melodie, und der Arrangeur macht einen Hit daraus.

Was allerdings Komposition und was Arrangement war, damit beschäftigten sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte die Gerichte. John Barry behauptete stets, dass in seinem Arrangement nicht mehr viel von Monty Normans Thema zu finden sei. Für Monty Norman, zu Tode beleidigt, wurde der Nachweis seiner kompositorischen Leistung beim „James Bond Theme“ fast zur Lebensaufgabe. Ich sage „fast“, weil er ja auch noch anderes zu tun hatte: Seine Karriere als Musicalkomponist in den 60er bis 80er Jahren war weit mehr als beachtlich.

Dennoch war es John Barry, der ab Film Nummer zwei, „Liebesgrüße aus Moskau“, den Zuschlag für das Komponieren der James-Bond-Film-Musiken bekam. Das sagt, Rechtsstreit hin oder her, eigentlich alles. Mit seinen Soundtracks, aber noch mehr mit seinen großen Titelsongs schloss er auf zu den Größten seines Gewerbes, zu Übertalenten wie Henry Mancini oder Michel Legrand. Zunächst sechsmal in Folge, also während der klassischen Sean-Connery-Ära einschließlich des Lazenby-Intermezzos, und dann in Intervallen noch fünf weitere Male hieß es: „Musical score composed by John Barry“.

Reihe), übte sich der unlängst verstorbene Marvin Hamlisch am Versuch der John-Barry-Imitation.

Dann kam der Original-Barry zurück („Moonraker“), um schnell für eine Bond-Folge Bill Conti, dem Dirigenten zahlreicher Oscar-Verleihungen und Komponisten der „Rocky“-Musik, Platz zu machen. Dann folgten noch einmal drei Filme mit John-Barry-Musik, darunter „Im Angesicht des Todes“, bei dem man ihm auferlegte, mit der Popgruppe Duran Duran zusammen ein Lied zu komponieren. Was wird er sich darüber gefreut haben.

Und als dann noch Bond-Darsteller Nummer drei, Roger Moore, von dem Schauspieler abgelöst wurde, der wie Roy Black aussieht, erfüllte der Komponist seine Pflicht, kollaborierte beim Titelsong zu „Der Hauch des Todes“ mit der skandinavischen Teenagersensation a-ha, trat sogar noch kurz selbst als Dirigent in einer Cameo-Rolle auf, um danach aus gesundheitlichen Gründen und mit allerbestem Gewissen seinen endgültigen Rücktritt von der Bond-Reihe zu erklären – 25 Jahre nach „Dr. No“.

John Barrys Bond-Musiken, komponiert von einem Mann, der alt genug war, mit klassischem Jazz und neoimpressionistischer Hollywood-Musik aufgewachsen zu sein, der aber schon einer Generation angehörte, die Rock und Beat verstand, setzten die Maßstäbe, denen sich seine Nachfolger ganz offensichtlich bis heute verpflichtet fühlen – im Rahmen ihrer Möglichkeiten, ihres Geschmacks und ihrer Nacho-Saucen-Kompatibilität.

Und die Titelsongs – na ja – eine ganz andere Geschichte. Lassen Sie es mich so diplomatisch wie möglich sagen: Mir ist schleierhaft, was da passiert ist. Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt. Wenn es um James Bond geht, bin ich absoluter Traditionalist. ★



Götz Alsmann ist nicht nur Pianist, Sänger, Bandleader und Moderator, sondern auch promovierter Musikwissenschaftler. Dass sein erster Bond ausgerechnet der unterirdische „Mann mit dem goldenen Colt“ war, tut Alsmanns Begeisterung für die frühen 007-Abenteuer keinen Abbruch

Tina Turner
Song: „Goldeneye“
(„Goldeneye“, 1995)

Gladys Knight
Song: „Licence To Kill“
(„Lizenz zum Töten“, 1989)

Sheryl Crow
Song: „Tomorrow Never Dies“
(„Der Morgen stirbt nie“, 1997)

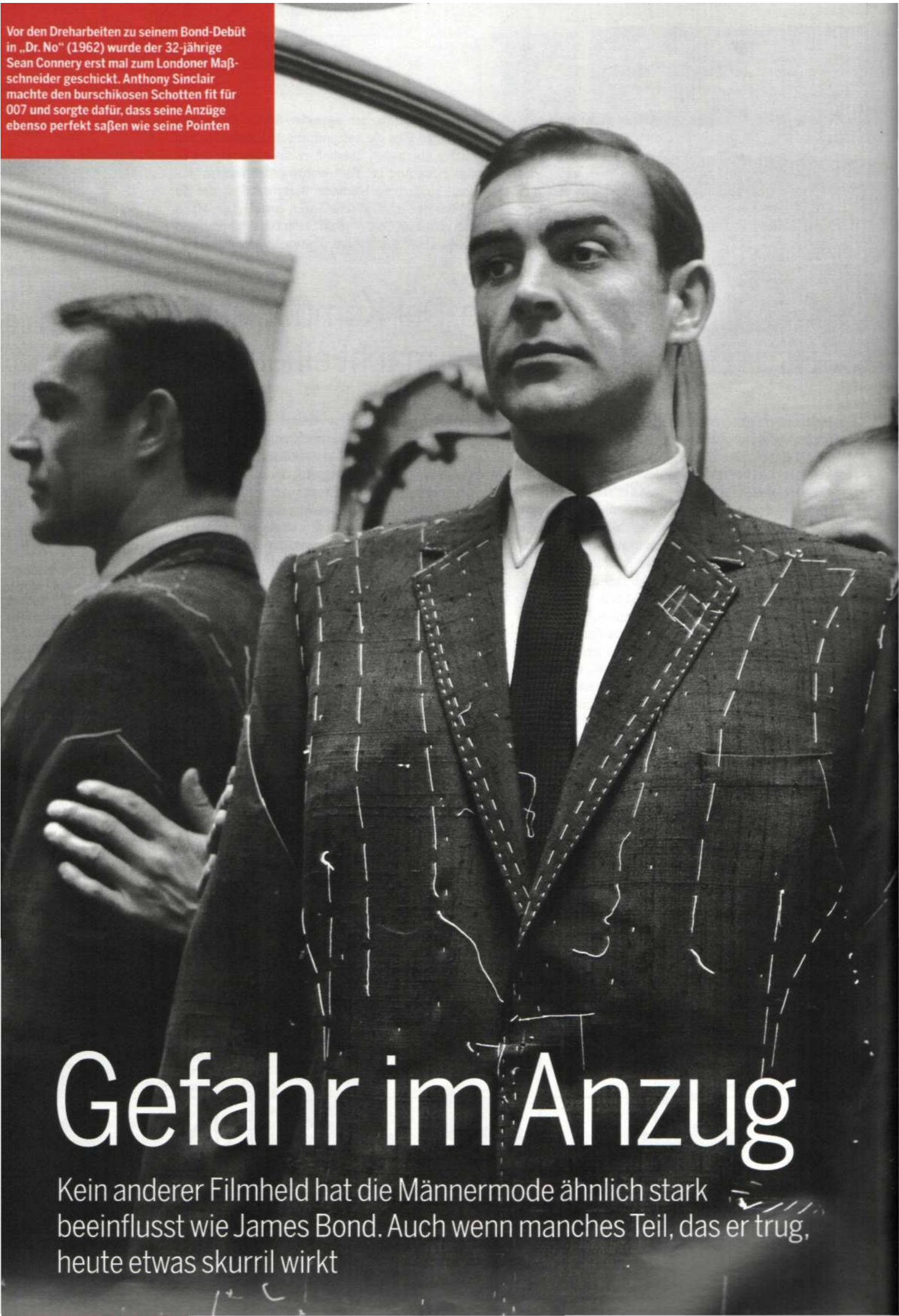
Garbage
Song: „The World Is Not Enough“
(„Die Welt ist nicht genug“, 1999)

Jack White und Alicia Keys
Song: „Another Way To Die“
(„Ein Quantum Trost“, 2008)

Madonna
Song: „Die Another Day“ („Stirb an einem anderen Tag“, 2002)

Chris Cornell
Song: „You Know My Name“
(„Casino Royale“, 2006)

Vor den Dreharbeiten zu seinem Bond-Debüt in „Dr. No“ (1962) wurde der 32-jährige Sean Connery erst mal zum Londoner Maßschneider geschickt. Anthony Sinclair machte den burschikosen Schotten fit für 007 und sorgte dafür, dass seine Anzüge ebenso perfekt saßen wie seine Pointen



Gefahr im Anzug

Kein anderer Filmheld hat die Männermode ähnlich stark beeinflusst wie James Bond. Auch wenn manches Teil, das er trug, heute etwas skurril wirkt

Von DIRK VAN VERSEDAAL

Nichts für ungut, aber im Rückblick wird so manches verklärt, was der Welt besser erspart geblieben wäre. Beispielsweise Sean Connerys hellblauer Babystrampler aus Frottee oder die ihm bis fast zur Brust reichenden Hülthosen. Roger Moore im Jeansjäckchen. George Lazenby im Kilt und mit durchsichtigem Rüschenhemd. Sorry, aber so ist es: Die Bond-Filme beherbergen ganze Kleiderschränke voller Scheußlichkeiten. Trotzdem hat kein anderer Kinoheld die Männermode ausdauernder geprägt als 007.

Und nachhaltiger. Vor seinem ersten Auftritt in „James Bond – 007 jagt Dr. No“ wurde der 32-jährige Sean Connery von Regisseur Terence Young zu einem Londoner Herrensneider geschickt. Anthony Sinclair verpasste dem eher hemdsärmeligen Schotten einen maßgeschneiderten Anzug, wie er 1962 in der Hauptstadt des Empire gerade angesagt war: stahlgrau und kurz, einreihig und tailliert über der schmalen Hose. Dieser nah an den Körper geschnittene „Conduit Suit“, benannt nach der Geschäftsadresse Sinclairs, ist ein Klassiker geworden – bei Londoner Schneidern dürften bis heute Tausende von Kopien in Auftrag gegeben worden sein.

Vertraglich ließ sich Sean Connery übrigens zusichern, seine 007-Garderobe behalten zu dürfen. Bereits nach fünf Filmen kam er angeblich auf 147 Anzüge, 23 Smokings, 17 Regenmäntel sowie 41 Hüte und Mützen. Was er mit seinem hellblauen Strampelanzug aus „Goldfinger“ angestellt hat, ist nicht bekannt.

Anders als Schauspielerinnen, die seit Ende der 20er Jahre auf den Rat von Kostümdesignern hörten, verließen sich die männlichen Kinohelden bis in die Sechziger weitgehend auf ihren eigenen Geschmack oder auf den ihrer Schneider. Cary Grant etwa ließ sich von Kilgour, French & Stanbury in London die Schultern ausstopfen, um seinen gewaltigen Kopf schmaler erscheinen zu lassen. Als 2008 der muskulöse Daniel Craig für „Ein Quantum Trost“ angekleidet wurde, reichte es nicht, dem Briten die Anzüge auf körperbetont zu trimmen. „Daniel hat ein ziemlich großes Gesicht“, erklärte die Kostümbildnerin Louise Frogley, „also mussten wir Anzüge und Hemdkragen in Proportion dazu schneiden.“

Problemen mit der Passform ging nur einer der Bond-Darsteller konsequent aus dem Weg: Timothy Dalton. In seinen nur zwei Auftritten kaprizierte er sich auf Oversize und machte in einem ausgeleierte grauen Pullover unter einem unförmigen Lederparka die mit Abstand schlechteste Bond-Figur. Wohlgestalt sah er eigentlich nur in seiner Mudschaheddin-Verkleidung →



Grau, einreihig und tailliert – der „Conduit Suit“, benannt nach Anthony Sinclairs Geschäftsadresse, wurde zum Klassiker der Herrenmode



Viermal stattete Brioni den Bond-Darsteller Pierce Brosnan aus. Die Dreiteiler mit der klaren Schulterpartie aus dem römischen Schneiderhaus waren eine Wiedergutmachung für den traditionellen Anzug

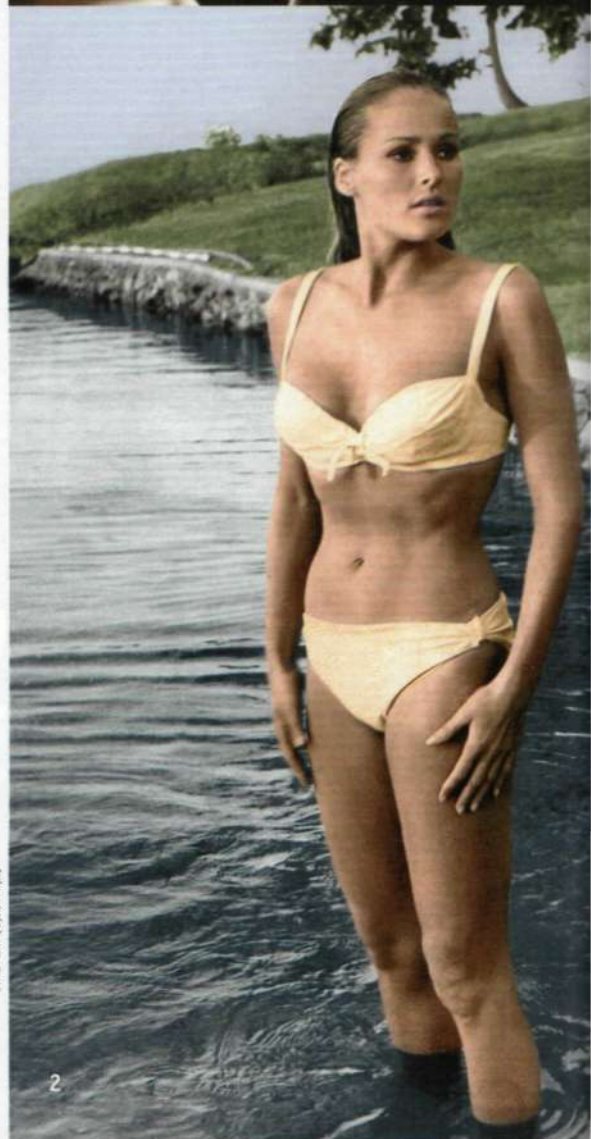
aus („Der Hauch des Todes“) – textiler Beweis, dass er nicht der Richtige als Bond war.

Gleiches sagt man dem Nachfolger von Connery nach. George Lazenby hatte 1969 „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ in sonderbaren, recht komisch anmutenden Outfits und saloppen Anzügen seinen einzigen Bond-Auftritt, aber man darf heute nicht vergessen, dass die Swinging Sixties das Kleidungsverhalten der Briten ordentlich durchgeschüttelt hatten, nicht bloß an ihnen gerührt. Das australische Model Lazenby war ein frühes Fashion-Victim: Nicht weniger als sechs Outfits trägt er in einer Episode, die ihn und Diana Rigg nach Portugal führt. Noch fixer beim Kleidungswechsel war nur Sean Connery, der in „Dr. No“ im Gespräch mit Professor Dent erst kurze Socken, nach dem nächsten Schnitt plötzlich wadenlange Strümpfe trägt – ein erstklassiger „movie mistake“.

Auch Roger Moore legte eine gewisse Hysterie bei der Kleiderwahl an den Tag. Er ersetzte die Seriosität seines Vorgängers Connery durch geradezu spöttische Selbstironie und spiegelte dabei das steigende Interesse an der Männermode wider, die dabei war, den steifen britischen Geschäftsanzug in der Carnaby Street zu begraben. In „Moonraker – streng geheim“ rettete Moore die Erde nicht nur vor dem Bösewicht Dr. Drax, sondern befreite auch die Blousonjacke aus der Nische der Freizeitbekleidung. Ansonsten bediente er sich aus dem Fundus seiner an Marotten reichen Ära: In „Leben und sterben lassen“ (1973) trat er im Safari-Style-Anzug auf und nährte mit flatternden Hemdkragen, Schlaghosen und Slippers à la Gucci das Klischeebild des internationalen Playboys. Später traute er sich in Overalls und quitten-gelbe Skianzüge, in ein Lederwestchen über dem roten Hemd („Octopussy“) und in eine „wife-beater combo“, wie die Briten sie nennen: in Tanktop und Jeans.

Moores Experimentierfreude war vermutlich Folge einer Kulturrevolte. Die wirklichen Helden des Kinos waren nun nämlich keine Geheimagenten im Dienste Ihrer Majestät mehr, sondern Helden wie Sylvester Stallone, Bruce Willis und Arnold Schwarzenegger. Die hatten ihre Anzüge abgelegt, wenn sie je welche getragen hatten, und sie den Schurken überlassen. Die Best-dressed-Kerle waren auf einmal Killer europäischer Herkunft mit deutschem oder französischem Akzent, kolumbianische Drogenbarone im Gangster-Chic oder Wall-Street-Haie im Doppelreihler.

Die Wiedergutmachung des Bond'schen Anzugs gelang erst 1995 mit den Maßanfertigungen des römischen Modehauses Brioni. Bei der Pressekonferenz zu „Goldeneye“ im Januar 1995 posierte Pierce Brosnan im Dreiteiler vor den Fotografen, also mit Weste. „Bond läuft →



CINETEXT (3), DPA (2)

1 Ganz tief in die Kostümkiste griff der australische Dressman George Lazenby, als er 1969 „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ Rüschenhemd und schottischen Kilt anlegte

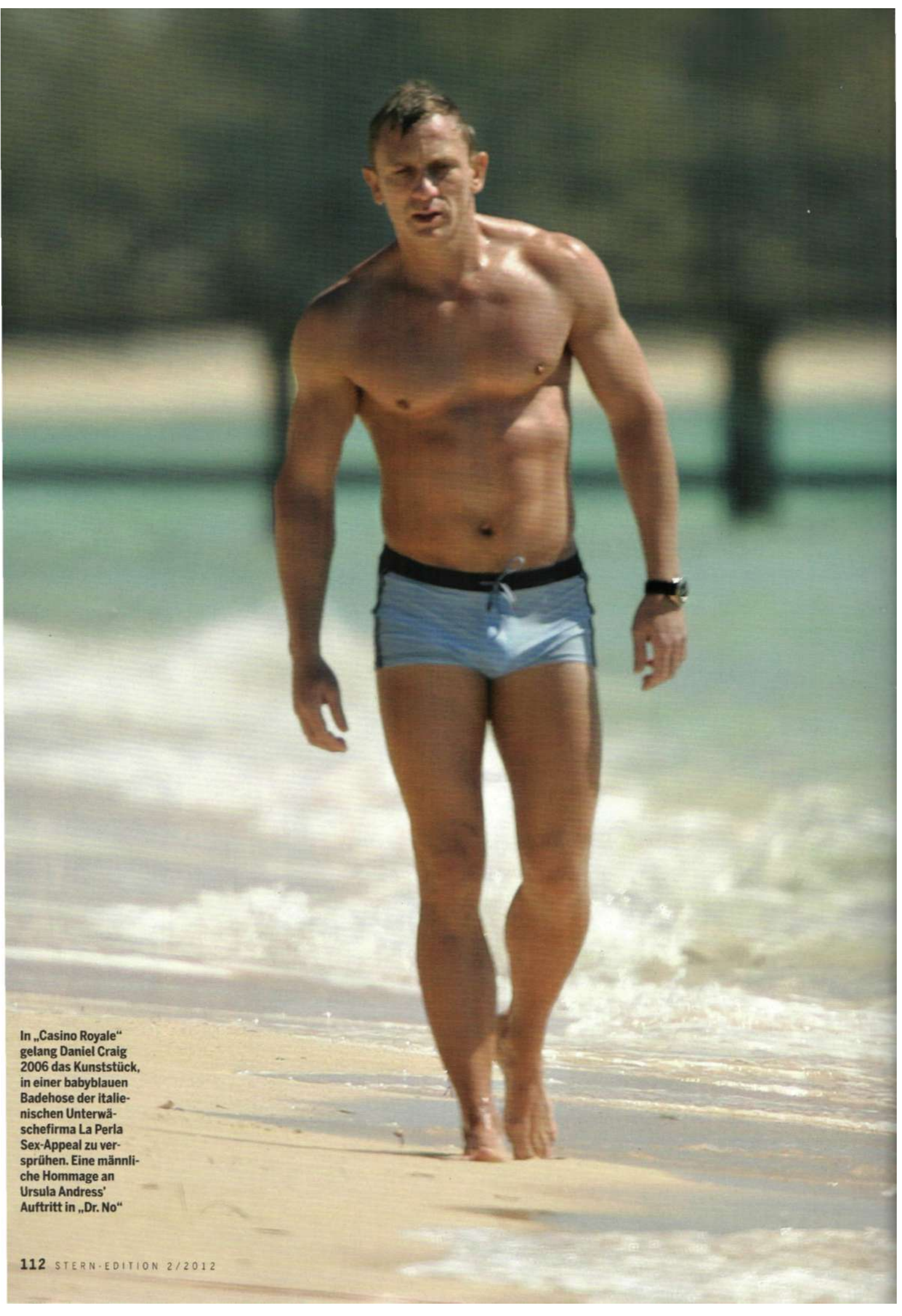
2 Mit einfachsten Mitteln stahlen die Bond-Girls sämtlichen Bond-Darstellern die Show. Die erste war die Schweizerin Ursula Andress im elfenbeinfarbenen Bikini in „Dr. No“

3 Immerhin, am Spieltisch machte Timothy Dalton eine passable Figur. Ansonsten stand seine Garderobe eher für die angelsächsische „Dress-down Friday“-Bewegung in der Männermode

4 In „Octopussy“ prügelt sich Roger Moore im roten Seidenhemd-Rolli mit Lederweste. Der Showdown spielte im Zirkus. Das passte

5 Mit Akkuratess ging Schneidermeister Checcino Fonticoli zu Werke, als er 1995 dem neuen Bond Pierce Brosnan im römischen Atelier von Brioni seinen Anzug anpasste





In „Casino Royale“ gelang Daniel Craig 2006 das Kunststück, in einer babyblauen Badehose der italienischen Unterwäschefirma La Perla Sex-Appeal zu versprühen. Eine männliche Hommage an Ursula Andress' Auftritt in „Dr. No“



1 Der US-Designer Tom Ford kleidete Daniel Craig wieder scharf auf Taille geschnitten und ...

2 ...erlangte doch 2012 schon Museumsreife in der Ausstellung „Designing 007“ im Londoner Barbican Centre

3 Bonds Vorliebe für Schlafzimmer, Strände und Yachten färbte stark auf die Bademode ab. Wie hier in „Feuerball“

seit über 30 Jahren über die Leinwände“, erklärte Regisseur Martin Campbell die Retro-Tour, „und es gibt ein paar Dinge, an denen man nicht herumfuscht – einer von ihnen ist der Maßanzug.“

Brosnan schritt nun aus jedem Motorradrennen und Fallschirmsprung, aus jeder Prügelei hervor wie aus dem Ei gepellt, mit makelloser Frisur, einen Tick zu schick. Bei einer Aufführung für die Angestellten Brionis spendeten die Schneider spontan Applaus – Bond hatte Prügel bezogen, doch seine erste Sorge galt seiner Hose und dem Zurechtrücken der Bundfalten.

Doch sogar der bestgekleidete Bond seit Connery griff am Ende mal daneben: Brosnans schwarzer Rolli in „Stirb an einem anderen Tag“ verrät die Neigung auch eines Geheimagenten zum Schmerbauch. Es war Brosnans Adieu als Bond.

Sein Nachfolger setzte auf die Wirkung der Fäuste und eines Sixpacks statt auf Kammgarnsakkos. Daniel Craig trägt Polohemden und Jeans, kragenlose Jacken, und wenn schon Anzug, dann am liebsten dreckig. Er ist raufstüßiger als sämtliche Bonds vor ihm, folglich kam es bei den vom US-Designer Tom Ford gelieferten Maßanzügen vor allem auf die Actiontauglichkeit an: Jeder Anzug musste gleich zwanzigfach für Craig, seine „stand-ins“ und seine Stuntmen angeliefert werden. Das Anzug-Budget Sean Connerys in „Liebesgrüße aus Moskau“ hatte noch bei kärglichen tausend Pfund gelegen.

Der Nachfolger von Craig wird vermutlich wieder picobello und mit mehr Geschmack in seine Missionen

ziehen. In jedem Fall wird auch er seine Spuren in der Männermode hinterlassen – seit Mitte der 60er Jahre verlässt sich die Männermodeindustrie auf den Einfluss der Bond-Filme, Magazine liefern Fotostrecken über den Bond-Style, Modedesigner buhlen um den Auftrag, die Geheimagenten auszustatten. Besonders die Bade- und Handtuchmode lechzt nach dem Trendsetter Bond, der sich wie kein anderer in türkischen Bädern, in Schlaf- und Badezimmern, an Stränden zu verlustieren weiß. Möglicherweise hat 007 sogar Einfluss auf die Mode jenseits des Eisernen Vorhangs gehabt – die frühen Bond-Filme jedenfalls gehörten zum kinematografischen Lehrstoff der Sowjetagenten.

Die Bonds kamen und gingen, aber als Trendsetter waren sie unübertroffen. Von den weiblichen Bond-Girls kann man das nicht behaupten. Sie trugen, was laut Dekret gerade neumodisch war, wurden ausgestattet von Giorgio Armani, Cavalli, Versace und so weiter, sie waren stets schön anzuschauen, aber hinterließen keine Spuren in der Modegeschichte – mit einer ewigen Ausnahme. Seit Ursula Andress als Honey Rider den karibischen Fluten in einem knappen Zweiteiler entstieg, machten die Bond-Girls den Titelhelden im Bikini oder Badeanzug mächtig Konkurrenz beim Kampf um die Aufmerksamkeit des Publikums – was keine Bond-Szene treffender untermauert als das Los einer Widersacherin namens Marie in „Diamantenfieber“. Der reißt Sean Connery am Pool eines Hotels am Cap d'Antibes das Bikini-Oberteil vom Körper und würgt sie mit ebenjenem.


SUNSPEL
ENGLAND
1860



Man trägt nur zweimal: Connerys heißes Hörschen wurde von der englischen Bademodenfirma Sunspel neu aufgelegt

„Ich war billig zu haben“

James Bond ist eine völlig lächerliche Figur, behauptet Sir Roger Moore. Er hatte jedenfalls seinen Spaß dabei. Den Bösewicht hätte er aber viel lieber gespielt

Interview **CLAUS LUTTERBECK**



„Nicht alle können meiner Ironie immer folgen“: Sir Roger Moore im Sommer 2012

Sir Roger Moore, 84, und seine schwedische Frau Kristina kommen drei Minuten zu spät. Sie entschuldigen sich: „Unser Mercedes war zugeparkt!“ Kann schon passieren, dass vor dem Hotel de Paris zu Monaco, wo die Ferraris und Bentleys in Dreierreihen parken, ein simpler Mercedes unter die Räder kommt. Moore trägt einen hellen Sommeranzug, er setzt sich an einen kleinen Tisch in der Lobby, bestellt Ginger Ale mit viel Eis und sagt: „Kommen Sie näher, ich nuschle.“

Den Eindruck hatte man in Ihren Filmen nicht.

Da musste man ja auch alles doubeln, sogar die Stimme. Bei mir können Sie nur in einem Punkt sicher sein: Wenn ich meine Lippen bewege, lüge ich.

So schlimm?

Ich mache gerne Witze. Das war schon früher bei den Dreharbeiten immer mein Problem. Einmal habe ich meinen Dialog-Coach gefragt: Gehe ich dir nicht auf den Wecker mit meinen ewigen Späßen? Er sagte: „Warte mal.“ Dann schaltete er sein Hörgerät ein: „Sag noch mal. Ich mach das Ding nämlich immer aus, wenn ich mit dir zusammen bin.“

Hatten Sie Starallüren?

Außer den Clownereien eigentlich nicht. Mein Vorgänger George Lazenby war da besser. Der ließ sich die 200 Meter vom Dreh zur Kantine im Auto fahren, und wenn ihm die Farbe nicht gefiel, ließ er einen anderen Wagen kommen ... Die sind exzellent, probieren Sie!

Er greift immer tiefer in ein Glas mit frisch gerösteten Mandeln. „Genug!“, ruft seine Frau und schiebt das Glas so weit von ihm weg, dass er nicht mehr zulangen kann.

Sie ist mein größter Schatz, sie passt auf mich auf, aus Liebe zu ihr stehe ich morgens um halb sieben auf und gehe mit ihr walken. Und abends esse ich nur einen Apfel.

Im Film mussten Sie immer den perfekten Körper haben. Wie haben Sie das geschafft?

Oh Gott, das war ein ewiger Kampf. Wenn ich bloß wüsste, wie man schlank bleibt! Man hat mir mal angeboten, Tarzan in einer TV-Serie zu spielen, ich hätte viel Geld verdient, habe aber abgelehnt. Zwei Jahre lang den Bauch einziehen, das hätte ich nicht geschafft. Als Saltz-

man und Broccoli (die Bond-Produzenten) mir die 007-Rolle anboten, warnten sie mich: „Du bist zu fett, und deine Haare sind zu lang.“ Das mit den Haaren ließ sich einfach ändern. Doch Gewicht verlieren, an der Rudermaschine schwitzen ... ich habe es gehasst. Aber ich kann Ihnen einen guten Tipp geben: Tun Sie immer viel Eis in den Drink! Das macht das Glas schwer, und man denkt, man nehme viel zu sich.

Wir dachten, Sie seien mit dieser guten Figur auf die Welt gekommen.

Mein Vater sah toll aus, er war ein guter Schwimmer und Turner, ein Körper wie Atlas! Und sehr gut aussehend.

Sie doch auch. Hinter Ihnen müssen die Mädchen scharenweise her gewesen sein.

Im Gegenteil, mein Problem war, dass ich oft hübscher war als die Mädchen, und das hat sie abgeschreckt. Mein Gesicht war zu weich und zu glatt. Als ich jung war, hatte es keinerlei Charakter. In Hollywood musste ich immer sehr viel Zeit beim Schminken verbringen, da hat man mir etwas Charakter ins Gesicht gemalt.

Warum hat man dann Sie als Bond geholt? Sie waren ja nicht der harte Kerl wie Sean Connery.

Sean ist ein sehr guter Freund, er ist der perfekte Bond, an dem sich alle zu messen haben. Ich hatte nie den Eindruck, oben in der Bond-Liste zu stehen. Da steht er. Vielleicht dachte man, dass man nach zwei so harten, markanten Jungs wie Connery und Lazenby mal einen anderen haben müsste. Aber ich glaube, der Hauptgrund war: Ich war billig zu haben.

Geld spielt die Hauptrolle im Filmgeschäft.

Oh ja. Als Cubby Broccoli mal gefragt wurde, ob er nicht gern einen Oscar für seine Bonds bekommen hätte, sagte er: „Der einzige Preis, den ich brauche, ist grün und trägt den Kopf von George Washington.“ Er meinte damit Dollarscheine.

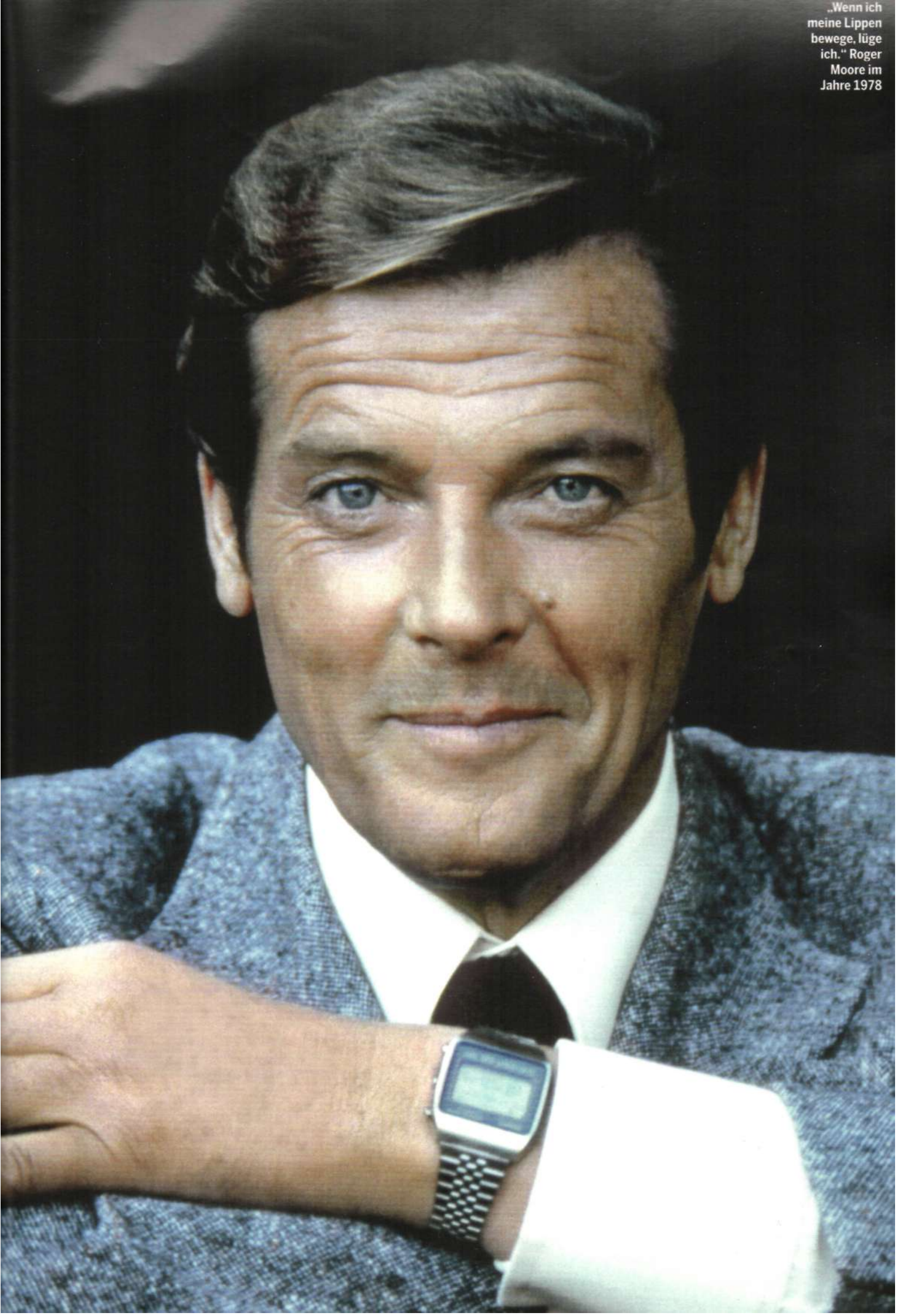
Die 22 offiziellen Bond-Filme haben bis heute rund fünf Milliarden Dollar eingespielt. Wie viele davon sind denn auf Ihrem Konto gelandet?

Leider nur viereinhalb.

Wie schwer war es, Connerrys Nachfolger zu sein?

Das ist wie mit Hamlet, den spielen auch Tausende auf der Welt, jeder muss ihm seinen eigenen Dreh geben. Ich habe mir gesagt: Du musst in Bond möglichst viel von dir selbst einfließen lassen. Also dich nicht dem →

„Wenn ich
meine Lippen
bewege, lüge
ich.“ Roger
Moore im
Jahre 1978





„Wenn ich bloß
wüsste, wie man
schlank bleibt!“
Roger Moore,
ziemlich schlank,
anno 1973 am Set
seines ersten
Bond-Films „Leben
und sterben lassen“

Typen aus dem Roman anpassen, sondern umgekehrt: Er muss so sein, wie du bist.

Connelly war großartig, bei Ihnen mochten wir die Mischung aus Eleganz und Ironie.

Vielen Dank, aber jetzt sage ich Ihnen mal was: In Wahrheit ist dieser James Bond doch eine völlig lächerliche Figur. In Wirklichkeit hätte so einer doch nie existieren können. Was ist denn das für ein Spion, den jeder auf der ganzen Welt kennt? Dem man einen Martini mixt, wenn er nur in die Bar reinkommt? Ein Spion, den jeder kennt, ist kein Spion.

War es schwierig, den harten Kerl zu mimen?

Sehr, vor allem am Anfang. In „Der Mann mit dem goldenen Colt“ wollte mich Regisseur Guy Hamilton immer härter, roher haben. Ich sollte mehr zuschlagen, aber das war nicht meine Art. Ich war entsetzt, als er mir befahl, dem Bond-Girl den Arm zu brechen: So, und jetzt dreh ihn weiter um, mehr, brich ihn ihr! – furchtbar.

Kann man sich da nicht doublen lassen?

Außer den Sexszenen habe ich alle Szenen selbst gespielt... (er grimassiert). War nur Spaß. Nicht alle können meiner Ironie immer folgen.

Manche schon. Die Queen hat Sie doch zum Ritter des British Empire geadelt, eben weil Sie so viele Bösewichte erschossen und mit so schönen Mädchen im Bett Champagner getrunken haben!

Doch nicht wegen James Bond! Das war wegen meiner Arbeit für das Kinderhilfswerk Unicef, meine Frau und ich sind Botschafter.

Was macht man da als James Bond?

Wir reisen viel in die Länder, in denen es Probleme gibt, aber ich fühle mich dort eigentlich völlig nutzlos, ich bin ja kein Doktor. Ich kümmere mich um die Präsidenten und ihre Frauen, ich versuche, bei denen etwas Bewusstsein dafür zu wecken, dass sie mehr für die Gesundheit der Kinder in ihrem Land tun müssen.

Sie waren immer der Gute, wollten Sie nicht auch mal den Bösewicht spielen?

Viel lieber. Was darf Bond schon groß sagen: „Mein Name ist Bond... James Bond.“ Punkt. Der Böse darf sagen: (er wird laut und deklamiert in gestelztem Ton in die Hotelhalle hinaus) „Bond! Für dich geht gerade die Welt zu Ende, und im Übrigen für den Rest der Menschheit auch.“ Großartig. Aber das Beste am Bösewicht ist, dass er nicht jeden Tag arbeiten muss.

Hatten Sie da Probleme?

Das war gewiss meine größte Leistung als Schauspieler, dass ich jeden Morgen pünktlich zur Arbeit war. Ich bin nur zweimal in meinem Leben zu spät gekommen.

Judi Dench hat als M, die Chefin von Bond, ihrem Untergebenen mal vorgeworfen, er sei eigentlich ein „sexistischer Dinosaurier“. Hatte sie nicht ein bisschen recht?

Natürlich, aber leider haben nicht immer alle zwischen mir und der Rolle unterschieden, die ich spielte. Bei einer TV-Diskussion haben mir damals, Anfang der Siebziger, ein paar Frauen vorgeworfen, ich sei ein männliches, chauvinistisches Schwein. Das war natürlich völlig daneben, denn damals war die allgemeine Stimmung ganz anders. Mein sehr guter Freund Michael Caine hat diesen Wandel der Sitten damals wunderbar beschrie-

ben: „Meine ganze Jugend lang habe ich versucht, Mädchen ihren Büstenhalter auszuziehen. Und jetzt tragen sie plötzlich gar keinen mehr!“

Wann haben Sie gemerkt, dass Sie langsam zu alt sind als Bond? Als die Bond-Girls halb so alt waren wie Sie?

Halb? Halb so alt wie meine Tochter!

Was haben Sie gedacht, als bei der Eröffnungszceremonie der Olympischen Spiele plötzlich James Bond und die Queen auftraten?

Ich dachte: Bestimmt wäre die Queen selber gern im Fallschirm abgesprungen.

Waren Sie stolz, als sich der Fallschirm mit dem Union Jack öffnete?

Es war eine großartige Szene, aber ich dachte nur: Was für eine tolle Werbung für den nächsten Film, der im November kommt.

Ist Daniel Craig ein guter James Bond?

Ich finde ihn großartig. Als er in „Casino Royale“ in seiner kleinen Badehose aus den Wellen stieg, wie damals Ursula Andress, das war spektakulär. Was für ein Auftritt, was für ein Körper!

Als Schauspieler waren Sie ein Held, als Ehemann waren Sie nicht gerade ein Vorbild. Was lief schief?

Als Ehemann bin ich nutzlos.

Seine Frau Kristina schaltet sich ein: Nein, nein, nein, er ist wunderbar!

Vier Ehen hätten mich eigentlich zum Experten machen müssen. Ich bin es nicht. Ich habe daraus nur eine wichtige Erkenntnis gewonnen. Männer sollten immer das letzte Wort haben, und das heißt: Ja, Liebling!

Kristina Moore: Er ist eine typische Waage. Friede, Friede, Friede.

Ist doch klar, wie soll man gegen euch je gewinnen? Ich gehe gern Konflikten aus dem Weg, manche wollten mich würgen, um endlich irgendeine klare Antwort von mir zu kriegen.

Sagt ausgerechnet der Mann, der sieben Mal James Bond gespielt hat.

Wir sind das schwächere Geschlecht, wir sind ein Witz.

Haben schlechte Kritiken Sie getroffen?

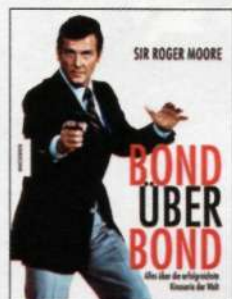
Ja, schon, ich habe dann schlecht geschlafen. Ein Kritiker hat mal über mich gesagt, ich sähe aus wie ein Boutiquenbesitzer, der sich dreimal in der Schweiz hat liften lassen.

Echt gemein.

Ja, total, denn es waren nur zweimal.

Er zwinkert verschmitzt, schaut auf seine Uhr, steht auf und sagt auf Deutsch: „Alles in Ordnung? Vielen Dank für das Ginger Ale.“

Eine mit reichlich Modeschmuck behangene Italienerin, die am Nebentisch sitzt, fällt ihm um den Hals. Bussi, bussi. Die beiden kennen sich. „Roger“, sagt sie, „bist du gekommen, um mich zu sehen?“ Er sagt formvollendet: „Heute nicht, meine Liebe.“ Und geht am Arm seiner Frau durch die Hotelhalle zum Ausgang. ✱



Sir Roger Moore:
„Bond über Bond:
Alles über die
erfolgreichste
Kinoserie der
Welt“, Knesebeck
Verlag, 224 S.,
29,95 Euro

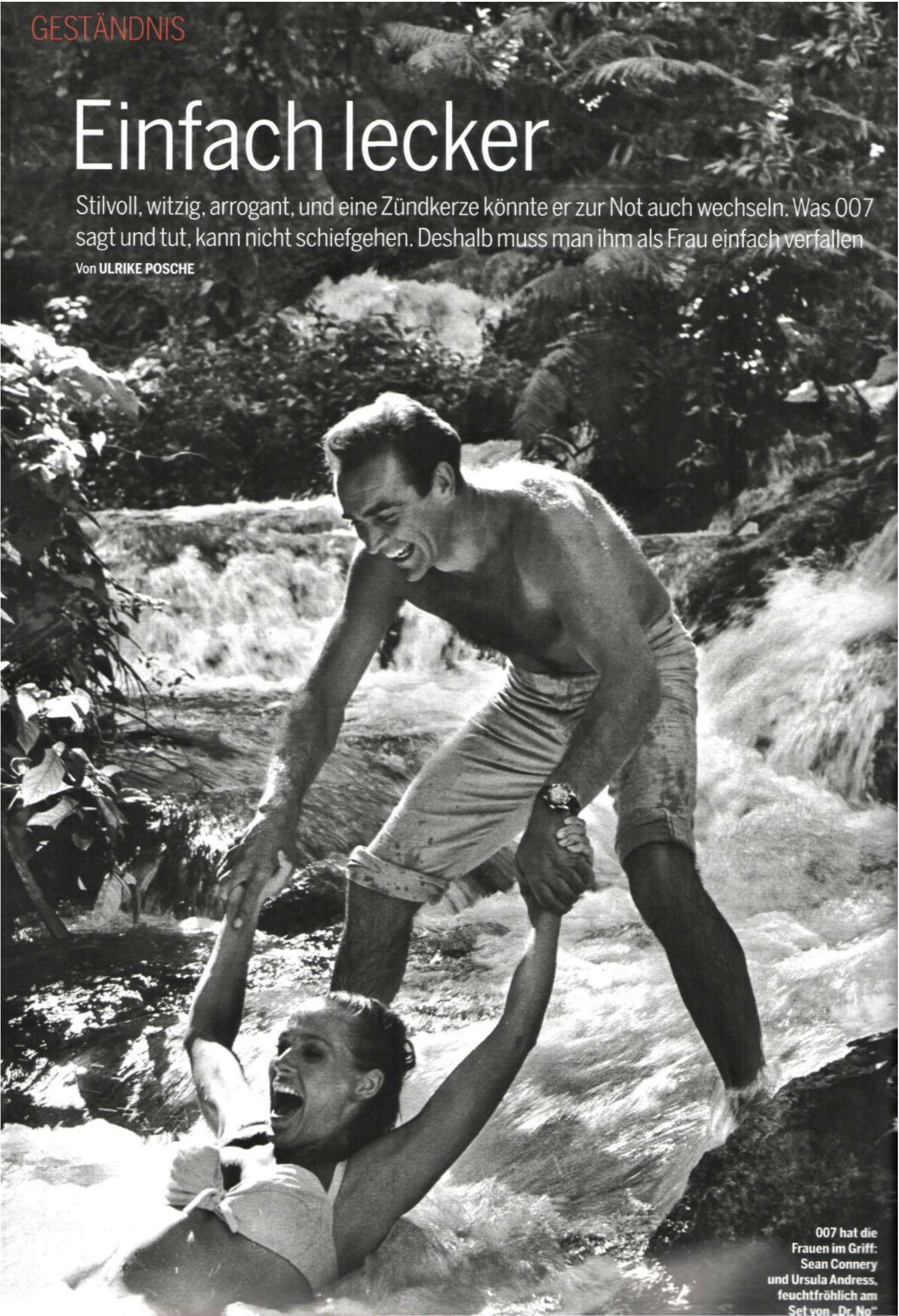
„Als Ehemann bin ich nutzlos. Vier Ehen hätten mich eigentlich zum Experten machen müssen“

GESTÄNDNIS

Einfach lecker

Stilvoll, witzig, arrogant, und eine Zündkerze könnte er zur Not auch wechseln. Was 007 sagt und tut, kann nicht schiefgehen. Deshalb muss man ihm als Frau einfach verfallen

Von **ULRIKE POSCHE**



007 hat die
Frauen im Griff:
Sean Connery
und Ursula Andress,
feuchtfrohlich am
Set von „Dr. No“

Es geht schon mal damit los, dass ich mir einbilde: Der Mann kann ein Zelt aufbauen. Hering, Pläne, Stange, fertig. Ich stelle mir vor, James Bond hätte aus Gründen der Tarnung und im Dienst Ihrer Majestät ein Stoffhäuschen auf Jamaika oder den Bahamas errichten müssen, in Monaco oder Estoril, egal. Nebenan würden jedenfalls die feingemachten Bösewichte gerade in ein Casino schreiten.

Bond käme also von der Arbeit. Seine Klamotten – ein hellblauer Frottee-Anzug, Plastron und Breeches oder Rüschenhemd mit Kilt – müssten nach Ruß, Schweiß und Tränen riechen. Er krabbelt ins Zelt. Man denkt, Nachtruhe, gleich kommt das Girl ins Spiel. Ist aber nicht so. Nur Augenblicke später nämlich, im Casino flackern bereits die Lichter, würde Roger Brosnan Connery Craig den Reißverschluss seines Einmannzelts öffnen und ihm als Gentleman entsteigen. Smoking, Fliege, Lackschuhe. Wow!

Es wäre der Triumph des Stils über das simple männliche Prinzip. Oberhemd sticht Unterhemd. Der Sieg des Homo elegans über den Into-the-wild-man. Bond wüsste das, er würde grinsen. Auch deshalb wären wir ihm verfallen. Quatsch! Deshalb sind wir ihm verfallen.

Denn wer je beobachtet hat, wie Männer für gewöhnlich ihre Zelte aufbauen, wie sie in Fleecejacken, Trekking-Sandalen und Hardrock-Cafe-T-Shirts rein- und rauskrabbeln, wie sie mit hochroten Köpfen und Zeltstangen operieren, der muss Bond lieben. Der wird nie wieder einen Campingurlaub an der dänischen Südsee absolvieren können, ohne davon zu träumen, dass der Mann, der gerade seine Socken zum Lüften unter Vordach klammert, doch wenigstens ein einziges Mal so smart und smashing, so frisch gewaschen und gebügelt aus dem Zelt kommen möge wie Mister Triple-A.

Gut, ein bisschen ist James Bond natürlich auch der Harry Potter für Frauen über 32. Er kann zaubern. Er kann sich in null Komma nix verwandeln oder in Luft auflösen. Alles, was kaputtgeht, wird mit ihm heil. Finite incantatem! Die meisten Männer können heute ja nicht einmal mehr eine Zündkerze wechseln! In Bonds Familienwappen steht bekanntlich „Die Welt ist nicht genug“. Aus diesem Grund fliegt er ständig zum Mond und pflückt uns die Sterne vom Himmel. So macht er es uns jedenfalls glauben. Überflüssig zu erwähnen, dass seine Schultern breit sind wie die Flügel des Manta-Rochens.

Andere Männer mischen von Berufs wegen vielleicht die Buchhaltung auf, oder sie räumen im Katasteramt nervige Grundbucheinträge aus dem Weg, bis der Burnout kommt. Die Jobbeschreibung des Geheimagenten 007 lautet „Mixing girls with business, with gin, with danger“. Okay, das ist nicht jedem Mann gegeben. An solche Stellen ist auch schwer ranzukommen. In der *stern*-Redaktion zum Beispiel ist dieser Typus Mann so gut wie gar nicht mehr vorhanden. Gin bei der Arbeit? Pff! Girls? Tzz! Danger? Hm!

Alle Bonds sind schlagfertig und witzig, sie sind anzüglich und spöttisch, ihr Humor trägt eine Note Arroganz. Das muss man mögen. So sind Mann-Männer. Und doch umweht jeden James – Craig mehr, Connery weniger – auch eine dunkle Wehmut. Der Duft von Entsagung und Einsamkeit. Und der wirkt auf Frauen im Allgemeinen wie die Pheromonfalle auf Motten.

„Tracy, ein Agent darf nur für sich selbst und seinen Beruf leben“, sagt George Lazenby zu Diana Rigg. Sie heiraten dennoch. Auf dem Weg in die Flitterwochen wird sie erschossen. Es ist Sinn der Sache, dass seine großen Lieben unglücklich enden. Man weiß es, man verliebt sich trotzdem.

Denn das Verführerische ist: Mit 007 ist man immer auf der sicheren Seite. Wenn er sagt: Hüpf über die Krokodile zum anderen Ufer des Tümpels, dann kann man bedenkenlos hüpfen. Was Bond sagt und tut, kann nicht schiefgehen. Er hat einen Lucky Star. Und wenn er seinen Mantel ausbreitet, dann schwebt man wie auf Adels Fittichen über die Unbill der Welt. Er ist Mister Cool, Mister Perfect und Mister Loverman zugleich. Der Mann mit dem Quantum Sex and Gin and Überrollbügel.

Ich meine, worauf kommt es denn bei Männern eigentlich an? Darauf, dass sie verlässlich sind! Dass sie wissen, was man beim Spanferkelabend in Bad Dürkheim anzieht und was beim White Turf in St. Moritz. Dass sie in Badehosen gut aussehen und auf der Autobahn nicht hinter den Lastern kleben. Schön auch, wenn sie tanzen können. Und reiten, Motorboot fahren, Ski laufen mit doppeltem Stockeinsatz oder ohne, Golf spielen und Baccara, Armbrust schießen; auch gut, wenn sie in Notfällen wissen, wie man einen Starfighter bedient, und keine Angst haben vor ekligen Tieren wie Spinnen, Schlangen, Echsen.

James Bond kann sich, wenn es nötig ist, in zehn Sekunden in einen Bofrost-Mann verwandeln oder in Che Guevara. In „Octopussy“ kommt er im Tweed eines britischen Lords auf einen schlecht beleumundeten Militärstützpunkt, und durch das Wenden von Jacke und Mütze assimiliert er zum Comandante. Viele Ehen leiden angeblich unter der Erwartbarkeit ihres Alltags. Mit dem Geheim-Missionar dagegen bleibt jeder Tag unberechenbar. Garantiert.

James Bond ist kein McDreamy, das sicher nicht. Er ist ein Macho, ein Chauvi, ein Liebestöter. Er geht nicht mit zum Schuhekaufen, er tapeziert nicht die Diele, und er macht auch kein Pilates. Sein Hobby ist Auferstehung. Möglichst unter pyrotechnischem Getöse.

Aber einmal, da hängt er seine Verfolger in einer klapprigen, senffarbenen Ente ab. Und Carole Bouquet, das Bond-Girl auf dem Beifahrersitz, verliebt sich erst mal nicht in ihn, obwohl er die Berge sogar vertikal herunterkacht. Ich habe das nie verstanden. Was muss ein Mann denn noch alles tun, um von so einer Anerkennung zu bekommen? Von Honey, Vesper, Christmas, Solitaire und Pussy. Warum heißt nie mal eine Ulrike oder Ingrid oder Gesine? Sag niemals nie.

Sean Connery steht in Unterhosen in einem Sanatorium. Auf der intensiv gebräunten Brust hat er – die Klemmis von heute würden „igitt, Busch“ dazu sagen – Haare. Und wie er da so wartet, kommt eine auf Krankenschwester kostümierte Gegenspionin mit einem Becherchen durch die Tür und sagt quer durch den Raum, dass sie eine Urinprobe von ihm brauche. Connery grinst sie an und fragt: „Von hier aus?“ Grandios!

Sie finden, Pipi-Witze gehen gar nicht? Dann gehen Sie doch turnen, oder tapezieren Sie die Küche! ★



Der Lieblings-Bond-Film von *stern*-Autorin Ulrike Posche?
„Gemeine Frage! Ich kann mich nicht entscheiden: alle mit Sean Connery, alle mit Skizzen, alle mit Daniel Craig (wegen seiner Augen) und „In tödlicher Mission““

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 9: KOMPLIMENTE

„Ein hübsches kleines Nichts, was Sie da beinahe anhaben“

(„Diamantenfieber“)

Bond tapeziert nicht die Diele und macht auch kein Pilates

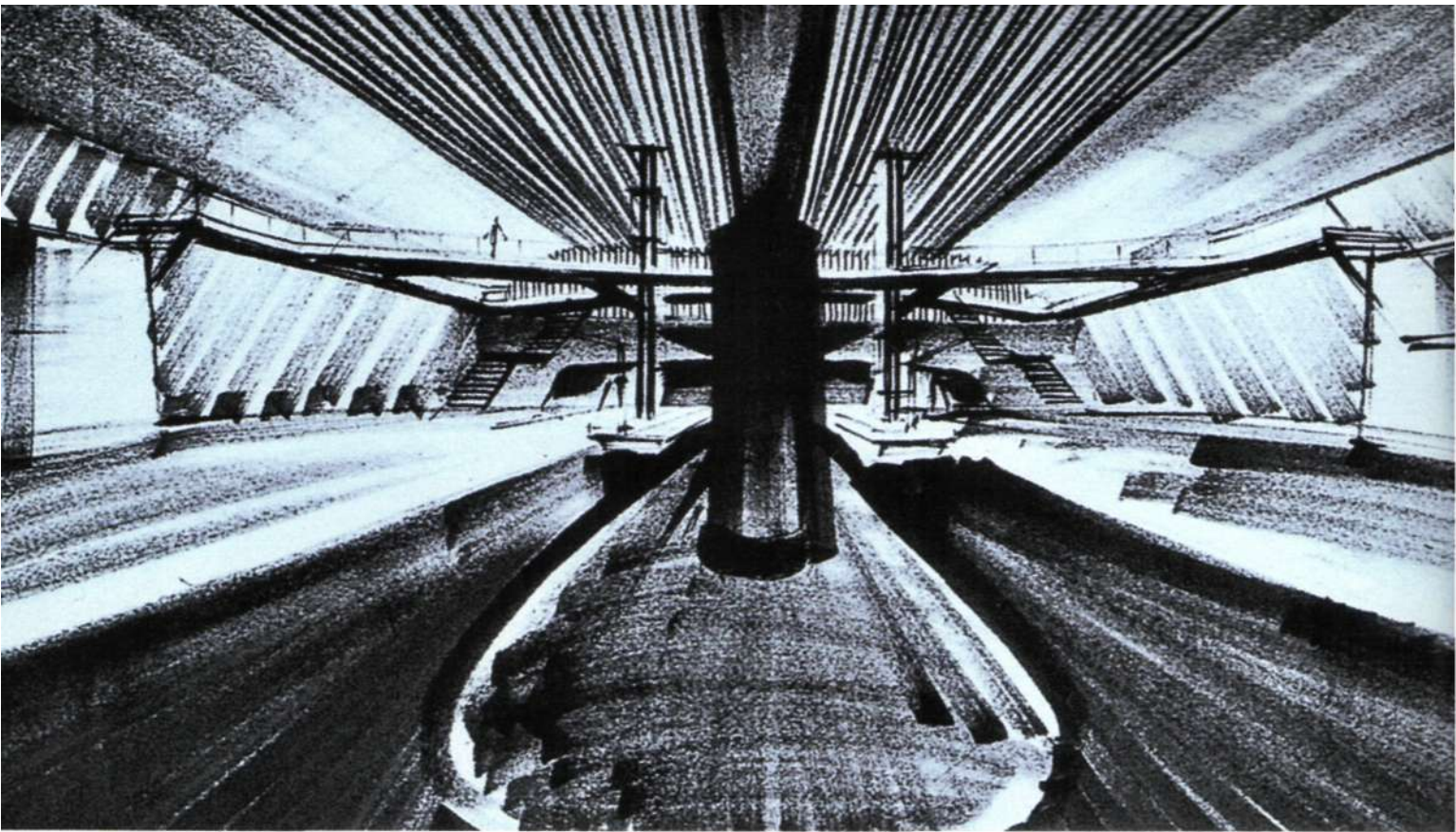


Der Mann fürs Große

Vulkankrater, Supertanker, Raumstation: die Kommandozentralen von Bonds Widersachern sind spektakulär. Erfunden hat sie Kenneth Adam – ein Berliner



Das genialste Versteck ließ sich Ken Adam für „Man lebt nur zweimal“ (1967) einfallen. Inspiriert von erloschenen Vulkanen in Japan verlegte er das Hauptquartier des Bösen ins Innere eines Kraters (oben Adams Skizze, links die fertige Filmszene), inklusive eines künstlichen Sees, der sich wie ein Tor öffnen ließ. Doch die auf dem Freigelände der Pinewood Studios errichtete 40 Meter hohe Konstruktion mit Raketenabschussrampe, Monorailbahn und Helikopter-Landeplatz kam im Drehbuch gar nicht vor und wurde nachträglich in die Story eingefügt. Adam verbaute für rund 1,5 Millionen Dollar 300 Kilometer Stahlrohr, 200 Tonnen Gips und Zement und suchte Hilfe bei Statikern. Er wusste: Ein Einsturz wäre das Ende seiner Karriere. Kommentar des Produzenten Albert R. Broccoli: „Jedes Mal, wenn Ken seinen Stift aufs Papier setzt, bekomme ich einen Herzinfarkt.“



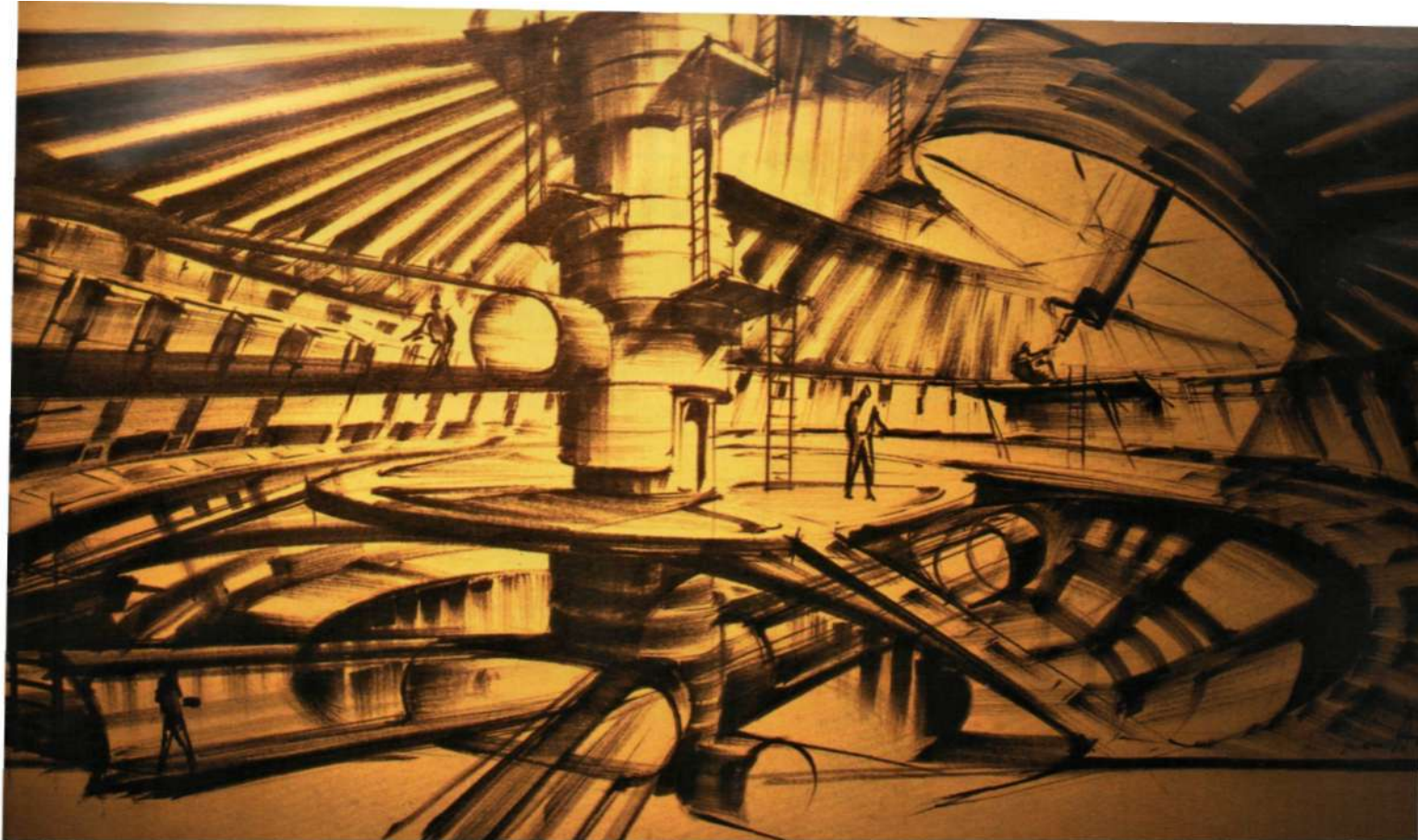
Die Maxime von Ken Adam: Think big und akzeptiere nie ein Nein als Antwort. Für „Der Spion, der mich liebte“ (1977) entwarf er ein gigantisches Schwimmdock mit Aufzugtürmen und Magnetschwebbahnen – im Bauch eines Supertankers. Gleich drei 80 Meter lange Atom-U-Boote, nachgebaut aus Sperrholz, Fiberglas und einem Stahlgerippe, konnten hier parken. Doch es gab Platzprobleme. Adam: „Als ich dem Produzenten erzählte, dass ich nirgends ein Gebäude finden könne, das groß genug für den Set wäre, sagte er nur: Dann bau dir eins!“ So entstand die heute legendäre „007-Stage“ in Pinewood, damals die größte Filmhalle der Welt. Offiziell eingeweiht wurde sie im Dezember 1976 – vom britischen Premierminister Harold Wilson persönlich.

Seine beste Waffe
war der Stift:
Ken Adam arbeitet
1964 in den
Pinewood Studios
an „Feuerball“

Von **MATTHIAS SCHMIDT**

Wenn Deutsche bei James Bond eine Rolle spielen, dann meist als Halsabschneider. Von Gert Fröbe über Götz Otto bis hin zu Clemens Schick. Doch es gibt da einen anderen Deutschen, einen guten, ohne den die Welt von James Bond nur halb so extravagant wäre. Eine geheime Kommandozentrale im Inneren eines Vulkans, ein Konferenzraum, in dem unliebsame Teilnehmer per Stromschlag exekutiert werden und samt Sessel im Boden versinken, ein Wohnzimmer, das im Handumdrehen zur Gaskammer wird: ikonische Orte, die sich ein kleiner, untersetzter Berliner





Vor den Aufnahmen für „Moonraker – Streng geheim“ (1979) besuchte Adam ein Luftfahrtseminar in Houston und verbrachte mehrere Tage in den Versuchszentren der Nasa in Kalifornien. Doch deren Pläne waren ihm nicht ausreichend genug, und er entwarf seine eigene zylindrische Raumstation. Hatte Ken Adam bei „Dr. No“ noch zwei bis drei Assistenten, waren es jetzt mehr als 20 Mitarbeiter, die 50 Sets für insgesamt sechs Millionen Dollar errichteten. Da die Studiohallen in Frankreich nur eine begrenzte Kapazität hatten, musste für jeden neuen Set der alte abgebaut oder abgerissen werden. Adam: „Fast alle meine Designs wurden im Laufe des Drehs zerstört. Mich kümmerte das nicht, denn sie waren ja für alle Zeiten auf Film verewigt. Und ich konnte anfangen, von etwas Neuem zu träumen.“

ausgedacht hat, Geburtsname Klaus Hugo Adam. Bereits 1934, im Alter von 13 Jahren, emigrierte Adams jüdische Familie nach London, aus Klaus wurde Kenneth und schließlich Ken. Er studierte Architektur. Nach seinem Militärdienst als Jagdflieger der britischen Luftwaffe, für die er auch Einsätze gegen die Nazis flog, begann er Ende der 40er Jahre als Szenenbildner beim Film. Erst als Assistent bei „Des Königs Admiral“ oder „Der rote Korsar“, dann als verantwortlicher Art Director für insgesamt sieben 007-Filme.

Für den Premieren-Bond „Dr. No“, eine Low-Budget-Produktion, mischte Adam antikes Mobiliar mit modernem, entwarf Schiebetüren aus Kupfer oder stellte einen Baum einfach mal mitten ins Zimmer. Er wollte einen nie gesehenen Look kreieren, der den Zeitgeist widerspiegelt und doch weit in die Zukunft weist. „Der Regisseur Terence Young meinte nur: Solange du mir Ein- und Ausgänge für die Schauspieler lässt, hast du völlig freie Hand“, erinnert sich Adam. „Es war Pionierarbeit, alles war möglich.“ Der hyperreale Adam-Stil sollte bald zu Bonds Markenzeichen werden. Natürlich hätten einige

seiner monumentalen Entwürfe auch in Miniatur im Modell gebaut werden können, aber, so Adam: „Dann können sich im Film keine 200 Stuntmänner vom Dach des Vulkans abseilen!“ Was viele nicht wissen: Adam war als Produktionsdesigner nicht nur für die Räumlichkeiten verantwortlich, er erdachte auch legendäre Gadgets und Fahrzeuge wie den mit MGs und Schleudersitz gepimpten Aston Martin oder den Mini-Hubschrauber Little Nellie, der in vier Krokodillederkoffer passte. Nach „Moonraker“ war Schluss für ihn: „Ich hatte das Gefühl, dass wir alles schon mal gesehen hatten.“

Heute lebt Adam, mittlerweile 91, mit seiner italienischen Frau in der Nähe des Hyde-Parks. Im Laufe seiner Karriere – er arbeitete unter anderem mit Stanley Kubrick an „Dr. Seltsam“, mit Peter O’Toole und mehrmals mit Michael Caine – bekam er zwei Academy Awards, doch nie für einen seiner Bonds. Was ihn wenig stört: „Wir machten uns nichts aus Oscars, weil die Filme sowieso so erfolgreich waren.“ Zum 50. Geburtstag wünscht er 007 nur eines: „Er sollte sich selbst treu bleiben.“ Ken Adam hat das immer geschafft, müheles. ✱



Raum-Fahrt: Bei seinen Skizzen für „Diamantenfieber“, hier ein Moon Buggy von 1971, ließ sich Adam von Nasa-Fotos inspirieren

Immer mittendrin

Eigentlich sollte James Bond die Finger von der Politik lassen und bloß das Böse bekämpfen. Doch das klingt leichter, als es ist. Denn natürlich spiegelt jedes 007-Abenteuer die Zeit wider, in der es entstand

Von **PETER MEROTH**

Die Sowjetagentin rektelt sich im Whirlpool. Schaum perlt über ihren Brüsten. James Bond legt eine Kassette ein.
„Tschaikowski“, jauchzt die Russin.
Bond dreht die Massagedüsen auf.
„Oh, James“, stöhnt die Agentin, „Entspannung kann so wunderbar sein.“

„Es ist jetzt nicht der Zeitpunkt, um über Politik zu diskutieren“, antwortet Bond und beugt sich über sie. Das Wasser dampft, die Violinen schmelzen. Und 007 ist „Im Angesicht des Todes“ (1985) wieder ganz in seinem Element.

Die Weltlage ist dramatisch? Für Bond kein Problem.

Die USA und die Sowjetunion haben in Genf alle Rüstungskontrollverhandlungen abgebrochen, das Verhältnis der Supermächte ist so gespannt wie seit Jahrzehnten nicht mehr? Make love, not war, empfiehlt der Agent mit der Lizenz zum Töten und lebt die alte Hippie-Parole wieder mal mit vollem Körpereinsatz vor. Zehn Jahre später bekommt er die Quittung dafür. „Ich halte Sie für einen sexistischen, frauenfeindlichen Dinosaurier“, blafft M in „Goldeneye“. Bond hat erstmals eine Frau als Chef, und die lässt ihn wissen, wie Frauen Mitte der 90er Jahre ticken: Er sei „ein Relikt des Kalten Krieges, dessen aufgesetzter Charme“ bei ihr nicht wirke.

Bond bleibt natürlich cool. „Haben wir's jetzt hinter uns?“, fragt er. „Nicht ganz, 007“, antwortet M, „falls Sie glauben sollten, ich hätte nicht genug Mumm, einen Mann in den Tod zu schicken, hat Ihr Instinkt Sie getäuscht. Aber ich würde es nicht tun, um Sie für Ihre Arroganz zu bestrafen.“ Der Gescholtene lächelt tapfer, er muss ja immerzu die Welt retten und ist geübt im Einstecken.

Es ist Admiral Roebuck, der im nächsten Bond-Film „Der Morgen stirbt nie“ (1997) das Geschlechtergeplänkel wieder aufnimmt: „Bei allem Respekt, M“, sagt der Kommandeur der Flotte zur MI6-Chefin, „ich glaube, Ihnen fehlt das, was ein Mann hat, für diesen Job.“

„Schon möglich“, antwortet sie, „aber dafür muss ich nicht dauernd mit dem, was mir fehlt, denken.“

So geht's also zu, wenn bei James Bond die Politik aufscheint, mal neckisch, mal lässig, hier mit einem Seitenhieb auf die großen Entspannungsdebatten, dort mit etwas Emanzipationsrhetorik. Und im geschliffenen Wortduell dürfen auch die Guten ein bisschen böse sein.

Im ursprünglichen Konzept für die Filme waren die zeitgeschichtlichen Einsprengsel nicht vorgesehen. Doch sie verleihen den 007-Auftritten mehr Aktualität

als die viel gerühmten technischen Gimmicks, seine perfekten Anzüge oder die exotischen Reiseziele. „Die Entscheidung war klar“, schrieb Drehbuchautor John Cork in seiner Dokumentation „James Bond. Die Legende von 007“. „James Bond sollte die Finger von der Politik lassen. Er sollte schlicht und einfach gegen das Böse kämpfen.“ Aber dann ging es ihm wie in der Episode „In tödlicher Mission“ (1981) auf der Eisbahn von Cortina d'Ampezzo – er schlitterte einfach hinein.

Im Rückblick scheint sich vieles so logisch ins Weltbild zu fügen, dass Wissenschaftler rühmen, Bonds Abenteuer spiegeln den „zeithistorischen Kontext“, oder, wie es der Psychologe Werner Greve formuliert, er sei ein „Agent des Zeitgeistes“. Zeitgemäßer könnte der Schurke kaum sein, schwärmte auch der „Spiegel“ 1997. Selbst die schwachen Bond-Filme seien interessant, befand die „Zeit“ 2002, „weil sie den aktuellen Stand des westlichen Selbstbewusstseins zeigen; vor allem im Gefälle zu den so genannten Schurkenstaaten“.

Zunächst einmal war Bond Balsam für die britische Seele. Die stolze Seemacht hatte gerade ein Weltreich verloren, als der Superagent die Bühne betrat. Ein famoser Kerl, schlagfertig in jeder Beziehung, der keinem Kampf und keinem Bett ausweicht. „Eine Romanfigur, die britische Fantasien von globalem Einfluss aufrecht erhielt“, wie Christoph Lindner im Buch „The James Bond Phenomenon“ schrieb. Und den neuen Stolz des Vereinigten Königreichs als „Mekka für Musik, Mode, Shopping und Jugendkultur“ beflügelte.

Manche Bondologen behaupten gar, der junge strahlende Held, der moderne Retter, weltgewandt und charmant, habe die „Lücke nach dem Tod Kennedys“ ausgefüllt. Könnte schon stimmen – irgendwie. Aber mehr gefühls- als faktenmäßig. Denn als der junge, strahlende US-Präsident 1963 ermordet wurde, war 007 als Romanfigur bereits zehn Jahre alt, hatte zwei Filmauftritte absolviert und den dritten in Vorbereitung.

Aus heutiger Sicht rücken manche Ereignisse so eng zusammen, dass sie sich zu überschneiden scheinen. Versuchte nicht Dr. No, der Bösewicht des ersten Bond-Films, das US-Raumfahrtprogramm durch radioaktive Strahlen zu stören? Hatte er sein Versteck nicht auf einer Karibikinsel? War das nicht 1962, im Jahr der Kubakrise? Tatsächlich war der Film längst abgedreht, als sich der Nervenkrieg um die sowjetischen Raketen auf der Zuckerinsel zuspitzte. Die englischsprachige Karibik hatte sich für eine englische Filmproduktion schlicht →

**LEBENSHILFE MIT
JAMES BOND. FOLGE 10:
REISEN**

„Istanbul ist
ein verdammt
gefährliches
Pflaster“

(„Liebesgrüße aus Moskau“)

FOTOS: DAVID BURNS (2), LAU, STOCKTRUCK, CORBIS, INTERPHOTO/PHOTOS 12, ANG. IMAGES/AP, MARTIN PLOWE/DORLING KINDER, ANG. IMAGES, CURTIS IMAGES/7, DPA, GLOWIMAGES/STOCKTRUCK, DIE BILDSTELLE, GETTY IMAGES, ALUMINIUM/REUTERS (2), AFP



S. Korea

Japan

China

Beijing

ПРАЗДНИКИ

India

The Soviet Union

Moscow

Berlin

Western Europe

Africa

Washington

Cuba

US

FALLOUT SHE

als idealer Schauplatz angeboten, überdies lebte Bond-Schöpfer Ian Fleming einige Monate im Jahr auf Jamaika und schrieb dort seine Romane. Im Nachhinein aber erschien der krude Dr.-No-Plot mit dem als Feuerdrachen verkleideten Traktor wie die ahnungsvolle Vorwegnahme der realen Konfrontation der Atommächte.

Ein Kunstgriff der 007-Produzenten 40 Jahre später verstärkte die Kuba-Jamaika-Parallelen noch. Bond war längst Teil des Popkultur-Kanons, die neueren Filme zitierten die älteren. Philosophen sprachen von selbstreferenziellen Elementen, die Zuschauer staunten, als Halle Berry in „Stirb an einem anderen Tag“ (2002) vor Kuba so nixengleich aus dem Meer stieg wie Ursula Andress in „Dr. No“ einst vor Jamaika. Es entstand ein Vexierbild, in dem der neue Bond-Film eindeutig der Spielfilm war und der alte die Anmutung einer historisch-utopischen Dokumentation bekam, in der Dr. No gleich neben Dr. Mabuse wohnt.

Natürlich ist Vorsicht geboten, wenn eine Kunstfigur wie 007 zum Zeugen des Zeitgeschehens berufen wird, trotzdem macht es Spaß, im Bond-Kosmos auf Spurensuche nach den reality bites zu gehen, den Realitätshappen, die sich darin verstecken. Oder einfach auszuloten, wie sich der Erfolg der Agentenreihe in die großen Zusammenhänge einfügt.

Man kann sich heute nur schwer vorstellen, wie verbissen sich die großen politischen Lager gegenüberstanden. Die USA und die Sowjetunion, der Warschauer Pakt und die Nato, beide Seiten gerüstet, die Erde mehrfach zu vernichten, immer knapp am Abgrund taumelnd. Jede Krise konnte das Ende bedeuten, jeder Fehlalarm einen Weltbrand auslösen. In Berlin errichteten die Kommunisten 1961 die Mauer, in Südostasien inszenierten die Amerikaner 1964 einen Zwischenfall, um die weitere Eskalation des Vietnamkrieges zu rechtfertigen. In diesem Dickicht der politischen Lügen und Intrigen erschien James Bond wie eine Offenbarung. Die Filmschurkereien waren einigermaßen durchschaubar, er räumte mit den Bösewichten kurzerhand auf. Mit ihm war die Lage etwas weniger kompliziert und die Welt etwas leichter erträglich.

Während der deutsche Kanzler Kurt Georg Kiesinger Ende der 60er Jahre den linken Studenten und anderen Träumern drohte: „Ich sage nur China, China, China“, bekamen Bonds diabolische Gegenspieler in „Man lebt nur zweimal“ asiatische Züge. Als die Entwicklung des Lasers die Fantasie der Rüstungsindustrie beflügelte, versuchte auch Finsterling Blofeld in „Diamantenfieber“ (1971) mit den Glitzersteinen eine Strahlenwaffe zu bauen. Nachdem US-Präsident Richard Nixon den „Krieg gegen die Drogen“ ausgerufen hatte, trat auch Bond in „Leben und sterben lassen“ (1973) gegen einen dämonischen Rauschgift Händler an. Und schaffte es beruhigenderweise immer wieder, die Atombombe und/oder den Weltenvernichter in letzter Sekunde unschädlich zu machen.

Kaum war auf der politischen Bühne Entspannung angesagt und in Helsinki 1975 die Schlussakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) unterzeichnet, bekam auch Bond den Auftrag zur Kooperation mit dem Erzfeind. In „Der Spion, der mich liebte“

(1977) soll er gemeinsam mit der Russin Anja Amasowa einen Mikrofilm suchen. „Ausgezeichnet“, nickt KGB-Chef Gogol, „ich bin überzeugt, dass zwei so exzellente Agenten es genießen werden, zusammenzuarbeiten.“ Im englischen Original fügt er hinzu: „Und es wird helfen, die anglo-sowjetische Kooperation Realität werden zu lassen.“ Die deutsche Fassung ist etwas euphorischer: „Damit beginnt eine ganz neue Geschichte anglo-sowjetischer Kooperation.“ Es endet wie immer bei Bond: im Bett. Als er in der Schlussszene mit Anja in einem üppig gepolsterten Rettungsboot angetrieben kommt, fragt der britische Verteidigungsminister: „Bond, was machen Sie denn da?“ – „Keeping the British end up“, antwortet 007 im Original. Was – etwas doppelbödig formuliert – so viel heißt wie „Ich halte unseren Teil des Vertrages hoch.“ In der deutschen Version grinst er: „Ich versuche, die Zusammenarbeit zu vertiefen.“

Bei so intensivem persönlichen Einsatz war es nur folgerichtig, dass Bond später sogar den Lenin-Orden bekommen sollte – als erster Ausländer, wie es am Ende des Films „Im Angesicht des Todes“ (1985) heißt. Da war Michail Gorbatschow gerade sowjetischer Parteichef geworden, mit der Perestrojka sollte es allerdings noch ein Jahr dauern. Immerhin hielt die Entspannung an, obwohl inzwischen Industriespionage das Verhältnis der Supermächte belastete. Der Filmdialog bei der Ordensübergabe spielt darauf an. „Ich war der Meinung, Sie hätten es liebend gern gesehen, wenn Silicon Valley zerstört worden wäre“, sagt M zum KGB-Chef. „Im Gegenteil“, antwortet Gogol. „Wo wäre die russische Wissenschaft ohne Silicon Valley. Hä, hä, hä.“

Es konnte nicht ausbleiben, dass Bond in ein Minenfeld der Weltpolitik geriet, die seit den 80er Jahren immer komplizierter wurde. In „Der Hauch des Todes“ (1987) ist es so weit. Wieder kooperiert er mit einer Russin, der jungen Cellospielerin Kara. Zusammen werden sie auf einen sowjetischen Stützpunkt in Afghanistan verschleppt. Doch sie entkommen, als eine wilde Horde bärtiger Gefangener aus dem Militärlager ausbricht und die beiden mitnimmt. Kara starrt Bond ängstlich an. „Wir sind bei den Mudschaheddin“, beruhigt er sie, bei „afghanischen Widerstandskämpfern“, den Guten in diesem Spiel.

Selten ist ein so verhängnisvoller Irrtum der Geschichte so entlarvend inszeniert worden. Mit dem Gestus männlicher Überlegenheit lächelt Timothy Dalton der hilflosen Blondine in die angstvoll aufgerissenen Augen und teilt den ganzen Stolz der Amerikaner, die den Gotteskrieger großzügig Geld und Waffen verschafften. Die Mudschaheddin zermürbten zwar die sowjetischen Besatzer, wurden deshalb aber noch lange nicht zu Freunden des Westens. Was viele Terroranschläge und viele tausend Tote später auch die Kalten Krieger begriffen, die sich die glorreiche Strategie ausgedacht hatten.

Zwei Filme später, in „Goldeneye“ (1995), demonstrieren Bond und die Briten wieder mehr Distanz zu den amerikanischen Verbündeten. Die hatten im Golfkrieg gegen Saddam Hussein 1991 der Öffentlichkeit zu viele computeranimierte Grafiken als echte Frontberichte verkauft. „Sind das Originalaufnahmen?“, fragt Bond deshalb bei einer Lagebesprechung in der MI6-Zentrale.

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 11: ETHNOLOGIE

„Wir sind hier südlich der Grenze. Hier hat der Mann das Wort“

(„Lizenz zum Töten“)

Es konnte nicht ausbleiben, dass Bond ins Minenfeld der Weltpolitik geriet, die seit den Achtzigern immer komplizierter wurde



Hohe See, tiefer Fall: Blofelds Bohrinsel, Steuerzentrale seiner Strahlenwaffe in „Diamantenfieber“ (1971)



Rider on the storm: Bond verhindert in „Der Spion, der mich liebte“ einen Atomkrieg

Das sind unsere Mudschaheddin: Timothy Dalton und Maryam D'Abo in „Der Hauch des Todes“ (1987)



Das neue Reich des Bösen in „Stirb an einem anderen Tag“ (2002): Nordkorea

M kontert mit strengem Blick: „Im Gegensatz zu den Amerikanern ziehen wir es vor, unsere Nachrichten nicht von CNN zu bekommen.“

Auch die Gegenseite kriegt ihr Fett ab. In der Nähe von Leningrad, das inzwischen wieder Sankt Petersburg heißt, trifft Bond seinen Kontrahenten Janus, der sich als sein tot geglaubter Exkollege Alec Trevelyan entpuppt. Die nächtliche Bühne ist eine Open-Air-Rumpelkammer mit übermäßigem Kommunismus-Nippes – riesige Lenin-Büsten, Stalin-Statuen und Sowjetsterne aus Gips und Granit, ein unwirklich illuminierter Müllhaufen der Geschichte, über dem, wie Hellmuth Karasek seinerzeit im „Spiegel“ schrieb, der „Mehltau von Melancholie und Vergleichen liegt“.

Bond lässt sich von solch morbiden Stimmungen nicht anstecken. Er hindert die Bösen, Europa mit Computere hacking und Finanztransaktionen in die Krise zu stürzen, und darf am Ende mit seiner Gespielin nach Guantánamo entschweben. An jenen Ort, der sieben Jahre später zum Synonym für die dunkle Seite der USA werden sollte.

Heute stutzen die Zuschauer, wenn sie in dem Agententhriller den Namen der US-Marinebasis auf Kuba hören. Er verleiht der Schlusssequenz von „Goldeneye“ fast etwas Prophetisches.

Als 1997 „Der Morgen stirbt nie“ in die Kinos kam, rätselten die Filmkritiker noch, welcher Konzern oder Medienmogul für den modernen Citizen Kane Modell gestanden haben mag, der China und Großbritannien in den Krieg hetzen will, um sein Nachrichten-geschäft zu einem Instrument der Weltherrschaft auszubauen. Inzwischen hat sich der Fiesling klar heraus-geschält. Und gäbe es tatsächlich den Agenten 007 in den Reihen des MI6, hätte er darüber staunen können, dass es keiner Tarnkappenschiffe und Atomraketen bedurfte, um einem Presseimperium entscheidende Konkurrenzvorteile zu verschaffen, sondern dass es genügte, Telefone und Mailboxen zu hacken. Womöglich wäre Bond selbst in die Machenschaften der „News of the World“ von Rupert Murdoch involviert gewesen. Von Scotland Yard hätte das auch niemand gedacht, und doch musste 2011 dessen Chef zurücktreten.

Die Drehbuchautoren waren vielleicht etwas früh dran, als sie den Kampf um den Rohstoff Information zum Thriller entwickelten, doch falsch lagen sie nicht. In „Die Welt ist nicht genug“ (1999) griffen sie einen höchst realen Konflikt auf: den Kampf um die Pipelines in Vorderasien, wo sich süd- und nordamerikanische Energieriesen beim Geschacher mit Turkmenistan, Pakistan und den afghanischen Taliban gegenseitig ausbooteten. Doch das Thema war kompliziert, seine Brisanz wurde erst nach den Anschlägen vom 11. September 2001 und George W. Bushs „Krieg gegen den Terror“ offenkundig. Die Zeitgeist-Scouts freuten sich mehr über die kleinen Gags in dem Film, über die Adidas-Turnschuhe, mit denen sich russische Soldaten bestechen lassen, und über den Millennium-Virus, damals viel diskutiert, den Q bemüht, um rasch eine Wärmebildkamera abzuschalten, die Bond in verhänglicher Position zeigt.

Schließlich kam ein neuer Bond, härter, brutaler, schmutziger. „Casino Royale“ (2006) mit Daniel Craig in der Hauptrolle geht auf den ersten Band der 007-Reihe zurück. Bond wird auf einen Stuhl ohne Sitzfläche gebunden und über Stunden mit Schlägen in die Genitalien gequält. Schon im Buch ist die Folter eine zentrale Szene. Kein Autor von Spionageromanen hatte zuvor auf solch beklemmende Weise die Faszination der Gewalt ausgeschöpft. Er habe zeigen wollen, dass Agenten wie Bond darauf trainiert werden, Schmerzen zu ertragen, begründete Ian Fleming die Art der Schilderung.

Das Drehbuch übernahm das furchtbare Kapitel. Es verleihe dem Film Authentizität, befand der „Spiegel“, denn selten sei so viel über Folter diskutiert worden „wie in Zeiten von Abu Ghraib und Guantánamo“.

Drei Jahre später enthüllte der *stern* in einer Dokumentation über „Amerikas dunkles Geheimnis“, wie eng Spionageroman und Wirklichkeit beieinanderlagen. Die US-Folterknechte in Guantánamo, Abu Ghraib und einer Reihe von Geheimgefängnissen hatten kundige Berater. Es waren Spezialisten der CIA, die früher amerikanische Agenten darauf vorbereitet hatten, Foltermethoden wie Waterboarding zu überstehen, falls sie in Schurkenstaaten geschnappt werden sollten, die zu solchen Mitteln greifen.

Wie ein Stukkateur die Welt rettete

Nobody does it better? Hmm. Die skurrile Geschichte der Bond-Parodie „Operation Kid Brother“ mit Seans jüngerem Bruder Neil Connery

Von **BERND TEICHMANN**

Sean Connery hatte die Schnauze voll. Er hasste James Bond. Die hysterischen Fans und Journalisten. Dass ihn keiner als seriösen Schauspieler ernst nahm. Und dass er für diesen ganzen Wahnsinn auch noch unterbezahlt war.

Die Dreharbeiten von „Man lebt nur zweimal“ waren 1967 noch in vollem Gange, als Connery offiziell seinen Abschied als 007 verkündete. Trotzdem brauche sich keiner Sorgen um die Zukunft der erfolgreichsten Kinserie der Welt zu machen. Meinte jedenfalls Dario Sabatello. Der italienische Filmproduzent rief bei seinem britischen Kollegen Harry Saltzman an und präsentierte ihm einen perfekten Nachfolger:

Neil Connery, Seans acht Jahre jüngeren Bruder. Von Beruf: Stukkateur.

Die Geschichte von „Operation Kid Brother“, der wohl kuriosesten aller Bondfilm-Ko-

pien, die in den 60er Jahren entstanden, begann mit einer verschwundenen Werkzeugtasche. Neil Connery war bei einem Job in Edinburgh sein komplettes Arbeitsgerät abhandengekommen, seine berufliche Existenz damit akut gefährdet. Da sein Boss sich weigerte, den Verlust zu ersetzen, wandte Neil sich an die Gewerkschaft; und weil er Sean Connerys Bruder war, stand der Vorfall schnell in den Zeitungen. Für 200 Pfund Gage erzählte er die Geschichte auch in einer Radioshow und verriet, dass er oft die Klamotten trage, die ihm sein Bruder aus den Bond-Filmen überlassen hatte.

Terence Young, Regisseur der Bond-Filme „Dr. No“, „Liebesgrüße aus Moskau“ und „Feuerball“, hörte diese Sendung und erzählte seinem Freund Dario Sabatello davon. Der lud Neil umgehend zu Probeaufnahmen nach Rom ein. „Ich war ein einfacher Typ aus Edinburgh, glücklich verheiratet, zwei Kinder“, sagt der jüngere Connery. „Jetzt

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 12: TYPBERATUNG

„Aus Rothaarigen mache ich mir nichts. Die sind immer gleich so wild“

(„Diamantenfieber“)

Fast so cool wie der große Bruder: Neil Connery in bewährter Bond-Pose auf dem amerikanischen Plakat von „Operation Kid Brother“



„Ich hatte überhaupt keine Ahnung von der Filmmemacherei“

sollte ich plötzlich herumrennen, Bösewichte verprügeln und Frauen verführen, es war wirklich unglaublich. Ich hatte überhaupt keine Ahnung von der Filmmemacherei, aber ich hab's trotzdem gemacht.“ Für 5000 Pfund, nach heutigem Kurs etwa 80 000 Euro.

Als besonderen Clou engagierte Sabatello fünf Schauspieler aus früheren Bond-Filmen. „M“-Darsteller Bernard Lee und Lois „Moneypenny“ Maxwell verkörpern hier mehr oder weniger ihre üblichen Rollen, ebenso Anthony Dawson und Adolfo Celi, die Bösewichte in „Dr. No“ und „Feuerball“. Als Gespielin in grellen Plüsch-Outfits unterwegs: Daniela Bianchi, vier Jahre zuvor die russische Gespielin Tatjana Romanowa in „Liebesgrüße aus Moskau“.

Um die Prominenz des Namens Connery zu melken, machten sich Sabatello und sein Regisseur Alberto De Martino gar nicht erst die Mühe, einen Rollennamen für ihren Helden zu erfinden. Zumal der Begriff „Bond“ aus juristischen Gründen ohnehin nicht genannt werden durfte. Neil Connery hieß im Film schlicht Dr. Connery und sah mit Toupet (zumindest in Sachen Haarausfall war er die perfekte Kopie seines Bruders) und Spitzbart aus wie der Drittplatzierte in einem Sean Connery-Lookalike-Wettbewerb.

Entsprechend absurd geht's im Film zu: Weil sein berühmter Agenten-Bruder unabhkömmlich ist, schickt der britische Geheimdienst den Schönheitschirurgen, Lippenleser und Hypnotiseur Dr. Connery gegen Thanatos ins Feld. Die Verbrecherorganisation hat es auf die weltweiten Goldreserven abgesehen und bedroht New York, London und Moskau mit einer gigantischen Magnet-Apparatur, die sämtliche Maschinen außer Betrieb setzt. Der Plot ist kaum weniger gaga, als bei dem einen oder anderen echten 007-Abenteuer, und obwohl Regisseur De Martino nur einen Bruchteil des üblichen Bond-Budgets zur Verfügung stand, sieht „Operation Kid Brother“ wertiger aus als der übliche Italo-Trash jener Zeit.

Wengleich die Werbezeile „Operation Kid Brother is too much for one mother“ etwas anderes vermuten ließ, war der Film nicht als Persiflage angelegt. Doch die Be-

setzung, der schrille Soundtrack (immerhin co-komponiert von Ennio Morricone), die absurden Dialoge und ironischen One-Liner („Ich finde die Nullen bei meinem Bruder schon lächerlich genug“; „Diese Connerys sind eine entsetzlich neugierige Familie“) rücken das Werk schon in die oberen Bereiche der Veralberungsskala. Neil Connery schlägt sich für einen blutigen Amateur recht passabel – und das, obwohl er nicht einen Funken Charisma verströmt und beim Kopieren der Manierismen seines Bruders wirkt, als befürchte er, jeden Moment über seine eigenen Füße zu stolpern.

Die Kritik vermöbelte den Film kollektiv als gewalttätiges, lautes, wüstes Durcheinander mit einem hoffnungslosen Holzkopf in der Hauptrolle. „Die Presse hat mich gevierteilt“, erinnert sich der Gescholtene. „Wie konnte ich es wagen, einen Pseudo-Bond-Film zu machen! Frechheit! Bei diesem Spiel konnte ich nicht gewinnen.“ Produzent Dario Sabatello jedenfalls war zufrieden. „Operation Kid Brother“, der, kleiner Gag am Rande, in den USA ausgerechnet vom Bond-Verleih United Artists in die Kinos gebracht wurde, spielte sein Geld wieder ein. Sabatellos Idee, Connery in einigen Spaghetti-Western zu besetzen, wurde indes verworfen.

Sean hat dem kleinen Bruder dessen Seitensprung ins Kino nicht übel genommen. „Er fand's großartig“, sagt Neil. „Und er dankte Bernard Lee und Lois Maxwell dafür, dass sie so gut auf mich aufgepasst haben.“ Neil Connery kehrte mit wunderbaren Erinnerungen und einem goldenen Dupont-Feuerzeug, „das mir Daniela Bianchi zum Abschied geschenkt hat“, nach Hause zurück. Er arbeitete wieder als Stukkateur und wirkte sporadisch in einigen Kino- und TV-Produktionen mit. 1983 ging er in Frührente. Er war von der Leiter gefallen und hatte sich, Agenten-Pech, das Becken und ein Handgelenk gebrochen. Bis heute lebt er in einem einfachen Bungalow in Corstorphine, einem Vorort von Edinburgh.

Nachfolger von Sean Connery als James Bond wurde bekanntermaßen George Lazenby. Keine Ideallösung. Aber sicherlich die bessere.

Die besten Bond-Kopien und -Parodien auf der nächsten Seite

Der kleine Bruder, hier ganz groß: mit Bernard Lee und Lois Maxwell, schlagkräftig vor der Küste Monacos und mit der plüschigen Daniela Bianchi (v.l.)

Rundes Foto: eben noch böse in „Feuerball“, nun schon wieder in „Operation Kid Brother“ – Adolfo Celi

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 13: ERNÄHRUNG, TEIL 2

„Es gibt Dinge, die man einfach nicht tut. Man trinkt zum Beispiel nie einen 53er Dom Pérignon, wenn er eine Temperatur von über acht Grad hat“

(„Goldfinger“)



Verrückt und gaga: Mike Myers war als debiler Spion und Frauenheld Austin Powers dreimal in Aktion

Trittfest: 1966 und 1967 verbalberte James Coburn als US-Agent Derek Flint in zwei Filmen sein britisches Vorbild



Vor seinem Oscar für „The Artist“ machte Jean Dujardin zweimal als großspuriger Spion OSS 117 die Welt unsicher



Rowan „Mr. Bean“ Atkinson als geistiges Dumm-dumm-Geschoss „Johnny English“

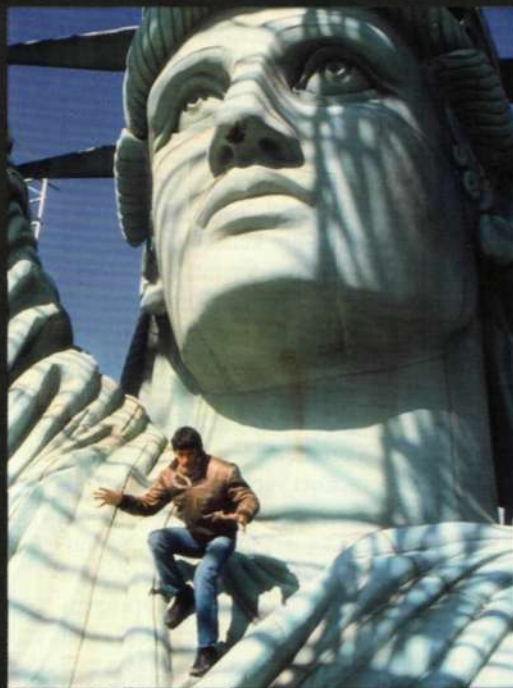


Da würde Bond nicht Nein sagen: Raquel Welch, tollkühn und sexy als Agentin Fathom im „Feuerdrache“ (1967)

Man kläfft nur zweimal: Im tierischen Agentenspaß „Cats & Dogs“ (2001) wehrt sich die Hundheit gegen böse Katzen



Fred Ward als Martial Arts kämpfender Superheld „Remo“ (1985), inszeniert von Bond-Regisseur Guy Hamilton



Robert Vaughn (l.) und David McCallum in der großartigen TV-Serie „Solo für O.N.K.E.L.“ (1964–1968)

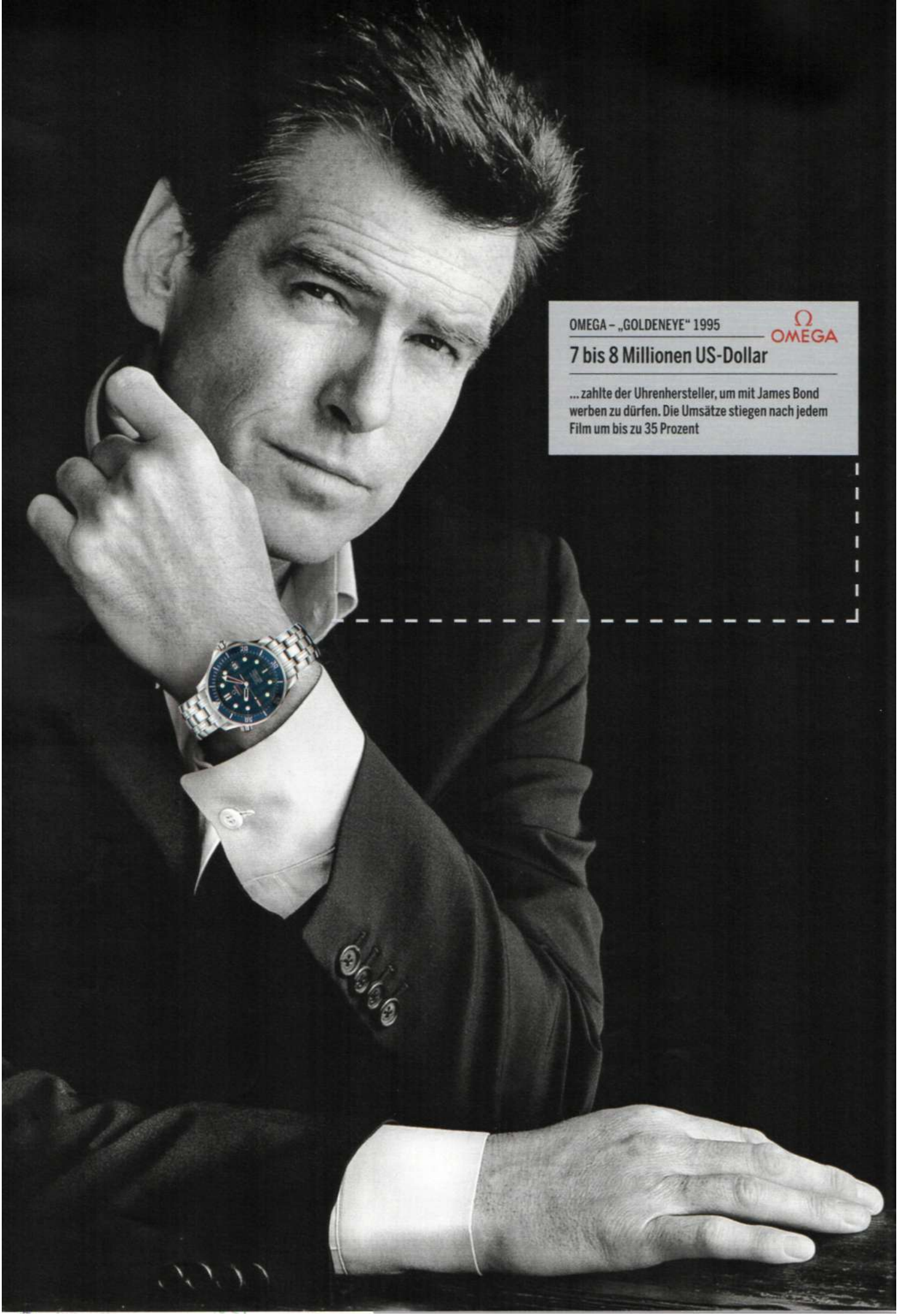


Arnold Schwarzenegger in „True Lies“ (1994). Regisseur James Cameron spielte mit vielen Bond-Versatzstücken

Michael Caine als Harry Palmer, die bebrillte, intellektuelle Antwort auf 007. Produziert übrigens von Harry Saltzman



Arthouse trifft Pop: Monica Vitti als Superagentin „Modesty Blaise“ (1966)

A black and white photograph of a man, likely James Bond, wearing a dark suit, white shirt, and dark tie. He is resting his chin on his right hand, looking directly at the camera with a serious expression. On his left wrist, he wears a luxury Omega watch with a blue dial and a metal link bracelet. The background is dark and out of focus.

OMEGA – „GOLDENEYE“ 1995



7 bis 8 Millionen US-Dollar

... zahlte der Uhrenhersteller, um mit James Bond
werben zu dürfen. Die Umsätze stiegen nach jedem
Film um bis zu 35 Prozent

„Rolex?“ „Omega!“ „Wunderschön.“

James Bond ist eine der berühmtesten Marken der Welt. Deshalb will jeder mit ihm werben. Dabei gewinnen alle: 007 kurbelt die Verkäufe an, und die Sponsoren-Deals finanzieren einen Teil des Films

Von DAVID PFEIFER

Kürzlich lief im Fernsehen mal wieder „Im Angesicht des Todes“ mit Roger Moore, einer der Bond-Filme aus den Achtzigern, die heute wie ihre eigene Parodie wirken. Andauernd werden Produkte ins Bild gehalten, Bond trägt eine Seiko-Uhr, sein Gepäck ist von Louis Vuitton, und der Tiefpunkt wird erreicht, wenn Moore die Geologin, deren Leben er eben gerettet hat und deren Schlafzimmer er nun erkunden will, fragt, ob sie ihre Katze mit Whiskas füttere. 25000 D-Mark soll die Erwähnung der Tiernahrung damals gekostet haben.

Roger Moore war nicht der erste Bond, der seine Popularität in den Dienst der Werbung stellte, und Daniel Craig wird nicht der letzte sein. Es begann schon mit dem allerersten Bond. In „James Bond – 007 jagt Dr. No“ von 1962 wird nach 24 Minuten Sean Connery der berühmte Wodka-Martini serviert, geschüttelt, nicht gerührt. Die Marke ist deutlich zu erkennen und taucht mehrfach auf: Smirnoff.

Seit Beginn der Filmgeschichte wurden Produkte in Filmen präsentiert, mal mehr, mal weniger subtil. Bierbrauer, Restaurantbesitzer und Schneider versuchten Kameraleute und Requisiteure dazu zu bewegen, ihre Erzeugnisse ins rechte Licht zu rücken. Bereits in den 30er Jahren entstanden Agenturen, die sich um die Verbindung von Film- und Warenwelt bemühten. Mehr als 200 Filmstars, unter ihnen John Wayne, Lauren Bacall und Bette Davis, wurden in der goldenen Ära Hollywoods von der Tabakindustrie mit Millionensummen überzeugt, um im Kino ein schlechtes Vorbild abzugeben. Bis heute hat Product-Placement ein leicht schmutziges Image behalten, auch wenn die meisten Blockbuster ohne Unterstützung durch Nebenauswertung gar nicht mehr realisierbar wären. Allein die Vernichtung von teuren Automobilen in Filmen wie „Transporter“ würde jedes Budget sprengen, weswegen die Verbindung von Automobil- und Filmindustrie über die Jahre besonders eng wurde.



Ken Adam, der legendäre Set-Designer der Bond-Filme, erinnerte sich 2012 anlässlich der Ausstellung „Designing 007“ im Londoner Barbican-Museum, wie er Aston Martin 1964 davon überzeugen musste, „widerstehend zwei Fahrzeuge herauszugeben“. Für „Goldfinger“ ließ Ken Adam an den Aston Martin DB5 unter anderem drehbare Nummernschilder, Waffen und einen Schleudersitz montieren. Nachdem der Film erschienen war, gingen die Verkäufe des DB5 um 40 Prozent in die Höhe. „Wir hatten danach nie mehr Probleme, ein Fahrzeug zu bekommen“, sagt Adam heute. Mittlerweile stellen die Hersteller nicht nur Fahrzeuge, sie zahlen viel Geld dafür, in einem Blockbuster aufzutauchen.

Herkömmliche Werbung wird von Konsumenten meist ausgeblendet. Gut ausgebildete junge Männer, die Kernzielgruppe der Bond-Filme und die Autokäufer von morgen, zappen laut Studien sofort weg, wenn im Fernsehen ein Werblock läuft. Im Kino aber lassen diese Männer ihre Abwehrmechanismen fahren, da sind sie emotional beteiligt und begeistern sich ohne Ablenkung und Streuverlust für Uhren, Fluglinien, Autos.

Oldtimer-Liebhaber weinen heute dicke Tränen, wenn sie in „Charlie staubt Millionen ab“ von 1969 mit ansehen müssen, wie bei dem Bankraub Mini Cooper und Jaguar E-Type gleich zu Dutzenden zu Schrott gefahren werden. Das Remake „The Italian Job“ von 2003 sah endgültig wie ein langer Werbespot für den Mini Cooper S aus. Die Absätze des Modells stiegen um 22 Prozent, nachdem der Film in die Kinos gekommen war.

Im neuen Bond-Film „Skyfall“ wird es eine Verfolgungsjagd in Istanbul geben, die alles bei Bond Gesehene übertreffen soll. Alexander Witt, einer der führenden Action-Choreografen – der schon spektakuläre Szenen für „Bourne-Identität“ und „Fluch der Karibik“ inszenierte – war als sogenannter Second-Unit-Regisseur dafür verantwortlich. Als Witt während der „Skyfall“-Dreharbeiten von einem Reporter der „Süddeutschen Zeitung“ gefragt wurde, wie viele Fahrzeuge für diese →



SMIRNOFF – „James Bond – 007 JAGT DR. NO“ 1962



1 Million Flaschen

... mehr verkaufte die Wodkafirma in Großbritannien nach „Goldeneye“. Schon im ersten Film mischte 007 damit seinen Lieblingsdrink

ASTON MARTIN – „GOLDFINGER“ 1964



40 Prozent Verkaufssteigerung

... für den DB5 verbuchte die britische Sportwagenfirma, nachdem 007 mit seiner Spezialanfertigung gegen Auric Goldfinger ins Feld gezogen war

eine Sequenz zerstört werden, überschlug Witt kurz: „15 Audis und sechs Landrover“. Besonders bitter für die Zuschauer am Set: Ein nagelneuer Wagen musste mit dem Vorschlaghammer so bearbeitet werden, dass der Anschluss wieder zur Zerstörung in der vorangegangenen Szene passte.

Ian Fleming, der Erfinder von James Bond, hatte die Warenwelt schon in seinen Romanen angelegt. Er definierte in seinem ersten Roman „Casino Royale“ exakt, welche Anzüge der Spion trug, welche Zigarettenmarke er rauchte. Fleming nutzte britische Marken der 50er Jahre zum Distinktionsgewinn für seinen Helden. Bond sollte, wie Fleming selbst, einen Hang zum schönen Leben haben. Das spiegelt sich darin, dass er Golf spielt, Maßanzüge aus der Savile Row trägt, eine Tabakmischung von Morland in der Grosvenor Street in London raucht, mit drei goldenen Ringen um den Zigarettenfilter. Dass Bond jedoch mal mit Sony-Ericsson-Handys telefonieren, seine E-Mails mit Vaio-Laptops verschicken und CDs in ein Philips-Autoradio einlegen würde, konnte Ian Fleming nicht erahnen. Auch wäre dem Patrioten nie in den Sinn gekommen, dass Bond eine Zeit lang BMW fuhr. Der Original-Bond trinkt außerdem russischen Wodka, keinen Smirnoff, der seit den 30er Jahren in den USA hergestellt wird, und schon gar keinen Finlandia wie in „Stirb an einem anderen Tag“. Flemings Bond mag weder Bollinger noch Dom-Pérignon-Champagner, sondern verführt seine Girls mit Taittinger. Und er trägt keine Uhr von Omega wie in „Skyfall“, geschweige denn eine japanische Seiko mit Digitalanzeige – er liest die Zeit von einer Rolex ab.

Bereits nachdem Bonds drittes Abenteuer, „Goldfinger“, 1964 ein gigantischer Erfolg wurde, verpflichteten die Produzenten Harry Saltzman und Albert R. Broccoli eigene Lizenzhändler, die sich nur um die Vermarktung außerhalb der Kinosäle kümmerten. Schon 1965 gab es 600 Bond-Produkte mit einem Umsatz von damals umgerechnet 100 Millionen D-Mark. Darunter ein „Goldfinger“-Negligé.

Spätestens seit der Roger-Moore-Phase ist Werbung ein unübersehbarer Bestandteil der Filmreihe. Darüber, ob und wie viel Geld fließt, schweigen die Parteien meistens. Bond-Experte Siegfried Tesche schreibt in seinem Buch „James Bond – Top Secrets“, dass der Umsatz von Smirnoff, nachdem der Wodka in „Goldeneye“ 1995 wieder zum Einsatz kam, im Folgejahr allein in Großbritannien um eine Million Flaschen stieg.

Pierce Brosnan dann machte aus der Killermaschine James Bond endgültig eine Werbemaschine. Bond wirbt in Zeitschriftenanzeigen für Philips („James Bond and Philips – Partners in Perfection“). Wobei Philips damit gleichzeitig für den neuen Kinofilm wirbt und damit das Marketingbudget entlastet.

Firmen wie Yves Saint Laurent und Omega zahlten insgesamt 50 Millionen Dollar, um mit dem 007-Logo zu werben und in „Goldeneye“ präsent zu sein. BMW bewarb das Modell Z3, das in „Goldeneye“ zum ersten Mal überhaupt gezeigt wurde, mit einer Bond-Kampagne im Wert von 15 Millionen Dollar, die wiederum Besucher in die Kinos trieb. Cross-Promotion nennt man das neu-deutsch. Was Henne und was Ei ist, oder in Bonds Fall, was Stör und was Kaviar, lässt sich nicht mehr sagen.

Seit den 80er Jahren wurden allein in den USA 250 bis 300 Agenturen gegründet, die sich nur mit der Vermittlung von Product-Placement-Verträgen beschäftigen. Auf sechs bis zehn Milliarden Dollar Jahresumsatz schätzt man diese Firmen mittlerweile.

Professor Wolfgang Pappler betreibt die Firma Product Placement International in Wien und ist einer der wenigen europäischen Vermittler in diesem Geschäft, die offen über ihren Beruf sprechen. Unter anderem vertritt Pappler die Firma Manner, deren Haselnuss-schnitten sich Arnold Schwarzenegger 2003 in „Terminator 3 – Rebellion der Maschinen“ in einer Tankstelle einpackt, während er alles andere kurz und klein schießt.

Pappler und seine Mitarbeiter prüfen Drehbücher nach ihrer wirtschaftlichen Verwertbarkeit. „Wir verfügen über ein virtuelles Warenhaus“, erklärt Pappler, „darin ist verzeichnet, welche Firmen in welchem Bereich werben möchten, wann Etats zur Verfügung stehen, welche Zielgruppe anvisiert wird et cetera.“ Selbst bei einem Historienstreifen wie „Klimt“ von 2006 mit John Malkovich konnte Pappler Produkte unterbringen – von der Expedition Schenker bis zu Osram-Glühlampen. „Man muss wissen, was es damals schon gab, was zum Sujet passt, was sich einbauen lässt.“

Pappler unterteilt die Welt des Product-Placement in Teilbereiche, spricht von „On-Set-Placement“, also dem reinen Platzieren eines Produkts, oder von „Generic Placement“, wenn ein Produkt aktiv eingebaut wird, wie die Cola-Flasche, die in der südafrikanischen Komödie „Die Götter müssen verrückt sein“ (1980) vom Himmel fällt und Auslöser der Handlung wird. Doch so einfach geht das nicht immer.

LEBENSILFE MIT
JAMES BOND. FOLGE 14:
ERNÄHRUNG. TEIL 3

„Beluga-Kaviar hebt
die Stimmung“

(„Im Geheimdienst
Ihrer Majestät“)



WHISKAS – „IM ANGESICHT DES TODES“ 1985

25 000 D-Mark

... soll die Katzenfuttermarke für Bonds Frage bezahlt haben, ob Madame ihren Samtpfötter mit ihrem Produkt füttere. Miau



BMW – „GOLDENEYE“ 1995

15 Millionen US-Dollar

... legte der bayerische Autohersteller für eine Werbekampagne mit Bond hin. Wie viel Geld für die Premiere des Z3 im Film floss, ist nicht bekannt



Denn das, was in den USA freundlich Product-Placement heißt, wird bei uns Schleichwerbung genannt – und dagegen steht in Deutschland der Rundfunk-Staatsvertrag. Hier wird Schleichwerbung definiert durch die „Erwähnung oder Darstellung von Waren, Dienstleistungen, Namen, Marken oder Tätigkeiten.../... wenn sie absichtlich zu Werbezwecken vorgesehen ist“ und „die Allgemeinheit hinsichtlich des eigentlichen Zwecks dieser Erwähnung oder Darstellung irreführen kann“.

Nun könnte man argumentieren, der Markennennung in Bond-Filmen fehle das Leise, Heimliche, das in dem Begriff Schleichwerbung anklingt. Bei Bond wird nicht geschlichen, sondern mit der Tür in den Porzellanladen gefallen. Man hat sich daran gewöhnt.

Selbst Professor Pappler warnt vor zu plumper Produktplatzierung: „Wir stellen uns den Kinobesucher mündig und klug vor. Wenn Sie dem andauernd ein Logo vor die Nase setzen, erzeugt das den gegenteiligen Effekt. Wir sprechen dann von Reaktanz.“ Ein Beispiel für Reaktanz war die oben erwähnte Whiskas-Werbung in „Im Angesicht des Todes“. Weitere Beispiele findet man auch im ersten Bond der Neuzeit. Eva Green fragt Daniel Craig in „Casino Royale“ nach seiner Uhrenmarke, „Rolex?“, „Omega!“, „Wunderschön.“ Der Eintritt zahlende Zuschauer fühlt sich betrogen, wenn er Werbebotschaften mit dem Trichter reingewürgt bekommt. Und die Ablehnung überträgt sich auf das Produkt. „Ein großer Teil unserer Arbeit besteht darin, den Kunden klarzumachen, dass weniger oft mehr ist“, erklärt Pappler.

Optimal funktioniert Product-Placement, wenn es selbstverständlicher Bestandteil der Handlung wird. Dass die Passagierfluggesellschaften in „2001: Odyssee im Weltraum“ von Pan American waren, gab der Zukunftsvision etwas Authentisches. Dass Tom Hanks seine Habseligkeiten für die Insel in „Cast Away – Verschollen“ aus Fed-Ex-Päckchen birgt, erscheint logisch, dass er seinen Volleyball Wilson nennt, weil der Markenname auf dem Ball steht, ist der Optimalfall: Ein Gegenstand wird innerhalb der Handlung emotionalisiert, vermenschlicht. Seit „Ein toller Käfer“ (1968) gab es selten ein gelungenes Beispiel von Product-Placement.

Wir leben in einer Warenwelt. Die Wahl von Kleidung, Automarke, von Musik, Urlaubsort und Turnschuhen sagt etwas über den Charakter der Figur aus, die wir auf der Leinwand sehen. Eine Firma, die alles herstellt

und dabei kein Image transportiert, gibt es aber nicht. Also muss James Bond irgendwelche Marken nutzen.

Bond lenkt mittlerweile wieder einen Aston Martin – was keine Reaktanz auslöst. In „Casino Royale“ noch war Bond irritierenderweise mit einem popeligen Ford im Hotel vorgefahren, was der Tatsache geschuldet war, dass Aston Martin zu dieser Zeit zum Ford-Konzern gehörte. Ford hatte schon für „Stirb an einem anderen Tag“ viel Geld gezahlt, um BMW aus dem Bild zu drängen und eigene Marken zu platzieren, neben dem Aston Martin waren das Jaguar, Range Rover und ein Ford Thunderbird.

Dafür gibt es in der Welt des Agenten Ethan Hunt in „Mission: Impossible – Phantom Protokoll“ ausschließlich BMW, egal, ob als SUV oder Elektrogleiter. „Iron Man“ Tony Stark hingegen fährt gern und sichtbar Audi R8. Bond ist nicht der einzige Filmheld, der für Produkte wirbt. Er eignet sich nur besser dafür als alle anderen.

Wie eine fleischgewordene Herrenzeitschrift verbringt Bond seinen Alltag in schnellen Autos und der ersten Klasse von Fluglinien. Er trägt teure Uhren, benutzt elektronisches Spielzeug. Bond bezahlt seine Übernachtungen in Luxushotels mit Kreditkarte und muss nach einer durchkämpften Nacht einen neuen Anzug kaufen, ob von Brioni (Pierce Brosnan) oder Tom Ford (Daniel Craig), macht keinen Unterschied – Hauptsache, edel. Bond ist als Werbefigur vor allem deswegen so wertvoll, weil er sich im sogenannten Luxussegment bewegt. Die Produkte, die Bond benutzt und damit bewirbt, bestechen nicht durch Nützlichkeit oder günstigen Preis. Sie stammen alle aus einer Warengruppe, in der qualitativ kaum Unterschiede zur Konkurrenz auszumachen sind, stattdessen aber emotionale Werte zählen. Rolex oder Omega, BMW oder Audi, Dom Perignon oder Bollinger? Das sind Geschmacks-, keine Qualitätsfragen. Das Image entscheidet. Und beim Image zeigt sich auch, was James Bond einzigartig für die Werbewelt macht: seine Funktion als Bewertungskriterium an sich. Wenn etwas mit dem Anhang „... wie aus einem Bond-Film“ versehen wird, dann bedeutet das eine Aufwertung. Ein Handy wie aus einem James-Bond-Film wäre modern, ein Auto rasant, ein Feuerzeug wertvoll, eine Wohnung schick, ein Anzug elegant. Anders sind Bond-Produkte nicht denkbar. So hat James Bond in 50 Jahren etwas geschafft, was sonst keiner Figur der Filmgeschichte gelungen ist: Nicht die Produkte definieren seinen Charakter – er hebt den Wert der Produkte, die er benutzt. ✱



David Pfeifer, 42, schreibt unter anderem für den stern und das „SZ-Magazin“. Sein aktueller Roman „Der Strand der Dinge“ ist bei DuMont erschienen. Der erste Bond, den Pfeifer gesehen hat, war „Moonraker“ mit Roger Moore. Für diesen Text hat er sich den Film noch mal angeschaut und sich ein wenig für seine Begeisterung vor früher geschämt



KLEINDARSTELLER:
„Goldfinger“-Fiesler
Oddjob, James Bond
und Dr. No im Lilliput-
format der US-Spiel-
zeugfirma Gilbert Toys



**EINE SCHNALLE
FÜR BOND:**
„Feuerball“-
Gürtelverschluss
aus den
60er Jahren



PROSTMODERN:
In den Sechzigern
prämierte der Bond-
Verleih United
Artists deutsche
Kinobesitzer für
besonders pfiffige
Werbeaktionen.
Ein Kollege aus
Braunschweig
veredelte zum Start
von „Man lebt nur
zweimal“ (1967)
eine Bierflasche
zum „Bond Spezial“



**LÖSBARER
AUFTRAG:**
ein „Goldfinger“-
Nagellack der
US-Kosmetikfirma
Avon, farblich
eher passend zum
rosaroten Panther



TUSCHE FÜR 007!
Eins von mehreren
„Feuerball“-Moti-
ven zum Ausmalen
von Craft Master



**READY FOR
TAKE-OFF:**
der legendäre
Raketenrucksack
aus „Feuerball“. Neben diesem
Replikat existieren
noch zwei Original-
stücke. Eins befindet
sich im Smithsonian
Museum in Washing-
ton, das andere
im Besitz seines
Erfinders, des US-
Luftfahrtgenieurs
William P. Suitor

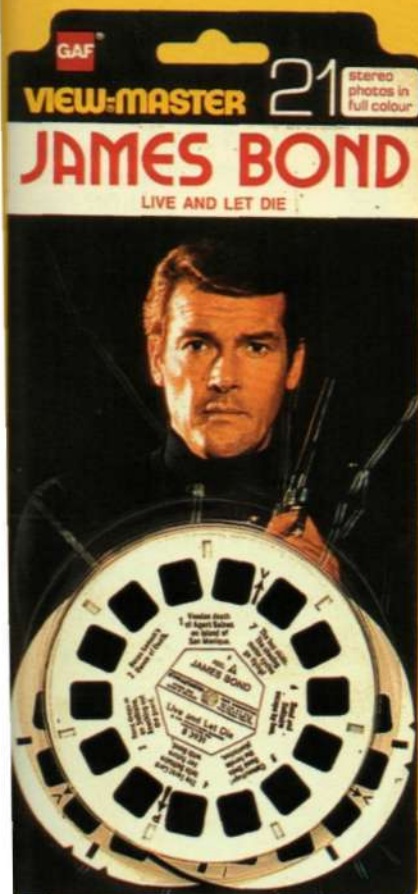
Der Hauch des Kitsches

Klebstoff, Raketenrucksack, Nagellack – mit 007 lässt sich alles verkaufen: echte Sammlerstücke und schräge Souvenirs

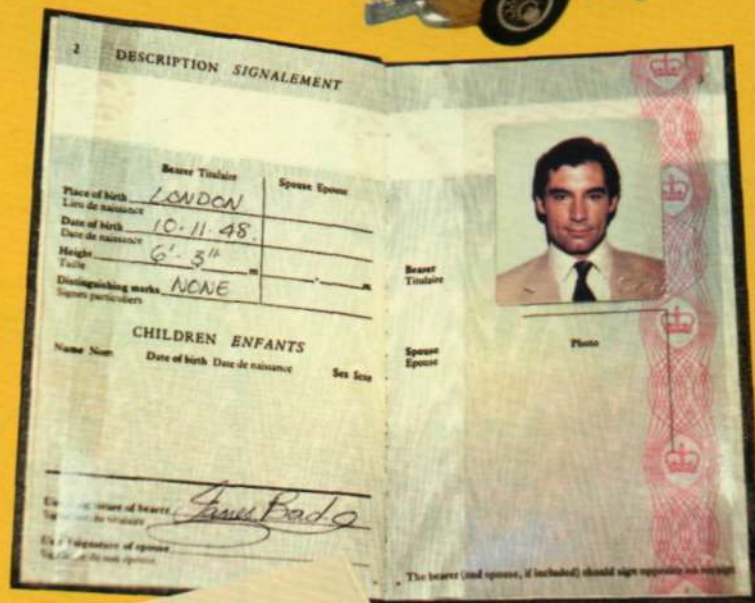
Von **BERND TEICHMANN**



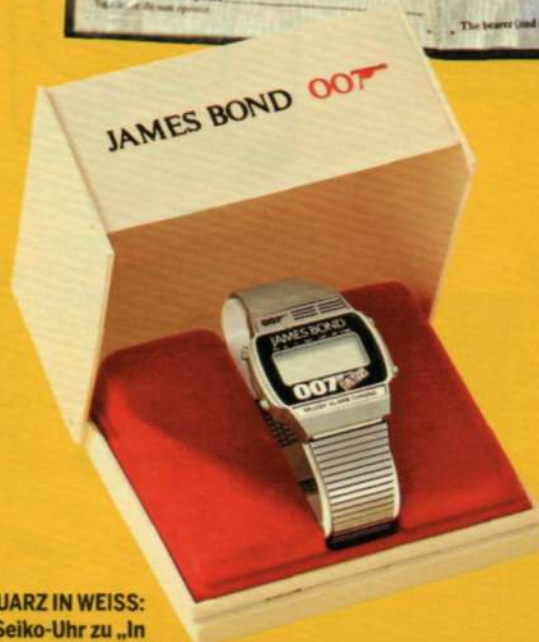
TOPMODEL:
Jeder coole kleine Junge hatte einen Aston Martin von Corgi Toys. Hier das goldene Original „Corgi 261“ von 1965



VOLLSCHIEBE:
Das View-Master-Set war 1973 eins der wenigen Produkte aus dem damals übersichtlichen Merchandise-Angebot zu „Leben und sterben lassen“



ALSO, DER SIEHT JA SEAN CONNERY NUN ÜBERHAUPT NICHT ÄHNLICH:
James Bonds Pass aus dem Film „Der Hauch des Todes“ (1987)



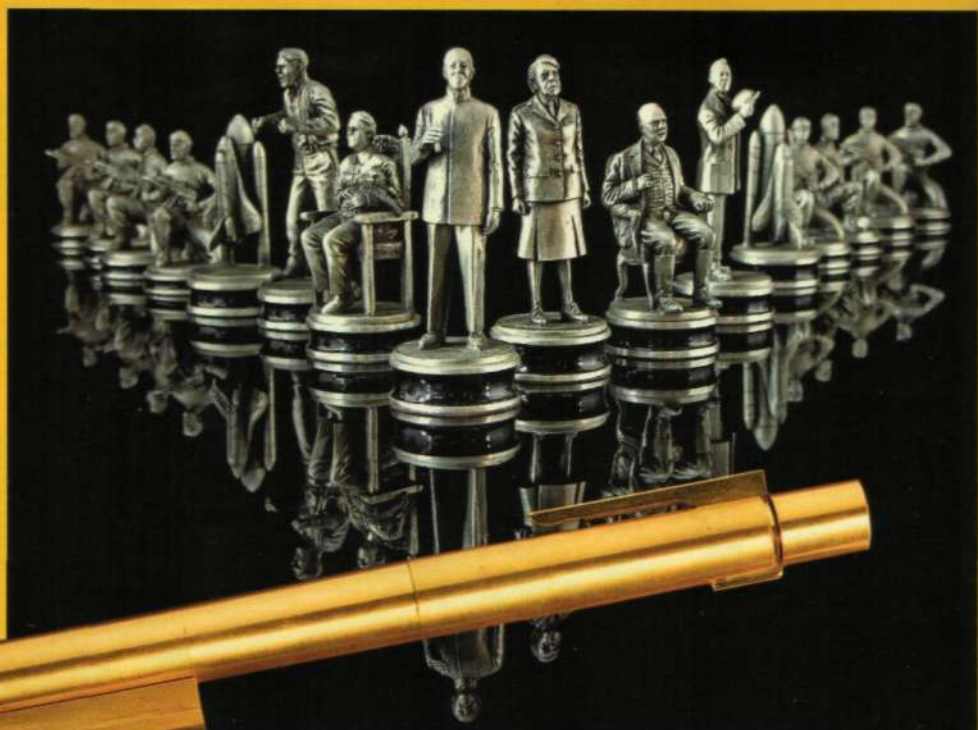
QUARZ IN WEISS:
die Seiko-Uhr zu „In tödlicher Mission“. Der eingebaute Wecker scheucht mit dem berühmten James-Bond-Thema



À LA CARTE:
ein Zocker-Set von „Casino Royale“ der belgischen Firma Cartamundi. Bond ist natürlich das Ass



**DER MORGEN
STIRBT NIE:**
vor allem, wenn der
offizielle „In tödlicher
Mission“-Wecker
von 1981 losschreit



ZUGZWANG:
Ein Traum für
Schachspieler, die
nebenbei auch
noch 007-Fans
sind, ist das
Mayfair Chess Set
mit 32 Bond-Film-
figuren aus Zinn



**NICHT GANZ
SCHUSSECHT,**
aber mit 5000 Euro
wirklich teuer:
eine limitierte
Nachbildung des
goldenen Colts
mit Autogramm
von Roger Moore



**LEBER
STERBEN LASSEN:**
eine Flasche
„Brandi“ mit 007-
Logo aus Malaysia.
Gerade in Asien
floriert das
Geschäft mit
gefälschten
Bond-Produkten

**GANZ SEAN
ELEGANT:**
ein original-
verpacktes Hemd
aus den 60er Jahren,
das das Pariser
Kaufhaus Galeries
Lafayette in einem
speziellen Bond-
Shop verkaufte



**AUF
WIEDERVORLAGE:**
unverfilmte
Skript-Version von
„Goldfinger“,
umrahmt von zwei
Originaldrehbuch-
seiten von „Man lebt
nur zweimal“ mit
Korrekturen des
Verfassers Roald Dahl

GEWINNDIENST
IHRER MAJESTÄT:
die deutsche
Version des James-
Bond-Spiels aus
den Mittsechzigern
von F.X. Schmidt



MONDGERECHT:
der Moon Buggy
aus „Diamanten-
fieber“ von Corgi
Toys. Hier in erster
Auflage von 1972

HÄTTE AUCH
KARIN DOR GUT
GESTANDEN:
eine Sonnenbrille
aus den Sech-
zigern. Das „James
Bond 007“-Logo
befindet sich
auf der Innenseite
des rechten
Bügels. Außen
wäre schöner



FOTOS: DIRK TELLENBERG



MAN KLEBT
NUR ZWEIMAL:
eine 007-Leimtu-
be aus Asien, ortho-
grafisch noch
ausbaufähig –
Mr Bond heißt
hier Jayms

WAS DER
KLEINE AGENT
SO BRAUCHT:
ein „James Bond
Super Action Set“
aus den Sechzigern,
inklusive kleiner
Handgranate (nicht
funktionsfähig).
Sammlerwert:
ca. 2000 Dollar



IAN YELMING'S
GOLDFINGER
Screenplay
by
Richard Maibaum and Berke
The plane...
117. CTD.
I can never understand how you
can sit in a noisy 117...
and...
33
118. CTD.
On a job like this he's probably
nothing more than a front.
Then who is he enough?
118. CTD.
The GILES approach, open the sweet-boxes and assist BOND
and TIRAKA out, drapage towels around them to cover
nakedness. It is noticeable that the two GILES helping
TIRAKA are unable to keep their eyes off BOND. The GILES
lead the NEW to the small stools on which they sit to be
needed.
Like a last BOND
to the...
TIRAKA...
The GILES...
Oh, I think BOND
might be willing....

„Es konnte mir nicht schnell genug gehen“

Mit Skiern durch die Bobbahn? Keine große Sache, sagt Willy Bogner, der die berühmte Szene drehte und für den *stern* sein privates Fotoarchiv öffnete. Erinnerungen an vier Bond-Filme und einen Todesfall

Interview **TOBIAS SCHMITZ**

Original und Fälschung: Der Hubschrauber in „Im Angesicht des Todes“ ist echt, Bond nur ein Stuntman



WILLY BOGNER

... war in den 60er Jahren erfolgreicher Skirennläufer. Der heute 70-Jährige drehte und konzipierte Skiszenen für die Bond-Filme „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“, „Der Spion, der mich liebte“, „In tödlicher Mission“ und „Im Angesicht des Todes“. Bogner wurde auch mit eigenen Filmen wie „Feuer und Eis“ bekannt. Seit 1977 leitet er die von seinem Vater gegründete Modefirma Bogner.

Herr Bogner, Sie haben in vier James-Bond-Filmen die spektakulären Skiszenen gedreht. Wie hat der Geheimagent Ihr Leben verändert?

James Bond hat mir die Chance gegeben, aus einem Amateur-Filmer zu einem ziemlich professionellen Regisseur und Kameramann zu werden. Ich habe das ja nie richtig gelernt, war nie auf einer Filmhochschule.

Bemerkenswert, dass Sie als Anfänger ausgerechnet bei einer Großproduktion wie James Bond lernen durften.

Ich konnte ein bisschen mit der Kamera umgehen und hatte als Skirennfahrer keine Probleme, mit einer sperrigen Kamera in großer Geschwindigkeit zu drehen.

Konnten Sie gleich beim ersten Film „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ eigene Ideen verwirklichen?

Ja, der Second-Unit-Regisseur John Glen ließ mich einfach machen. Zum Beispiel die Verfolgungsjagd in der Nacht im Wald, das war meine Idee. Aber der Durchbruch kam mit der Szene, in der Bond und Blofeld in der Bobbahn miteinander kämpften. Der Regisseur wusste nicht, wie er eine Nahaufnahme der beiden bekommen sollte. Hubschrauber ging nicht, die Kamera auf den Bob zu montieren auch nicht. Da hab ich gesagt: „Dann fahr ich halt mit Skiern hinterher.“ Da haben mich alle mit großen Augen angeschaut. Und dann haben wir das realisiert.

Sind Sie zuvor schon mal auf Skiern durch eine Bobbahn gerast?

Noch nie. Aber das war auch kein großes Problem. Skirennfahrer sind eisige Pisten gewohnt. Ich musste mich nur daran gewöhnen, nicht bremsen zu können. Wir haben das so gelöst, dass wir in die Wand der Natureisbahn Notausgänge geschnitten haben, damit ich außerhalb der Bahn bremsen konnte.

Wie haben Sie sich auf diese sehr spezielle Herausforderung eingestellt?

Natürlich bin ich zuerst nicht oben gestartet, sondern habe zwei, drei Kurven vor dem Ziel begonnen, um mich an die Bahn zu gewöhnen. Dann haben wir das gesteigert. Am Ende konnte es mir nicht schnell genug gehen. Ein Skifahrer ist im Eiskanal immer langsamer als ein Bob. Ich erreichte vielleicht 80 Stundenkilometer, der Bob kam auf ungefähr 110. War lustig. Schwieriger war, dass ich in der engen Bahn nicht in den Sucher der Filmkamera schauen konnte. Ich habe dann meine private Hasselblad-Kamera obendrauf montiert. Die hatte einen Lichtschachtsucher, den ich als Peilungshilfe genutzt habe. Einmal ist mir die ganze Ausrüstung aufs Eis geknallt. Beide Kameras waren Schrott. Aber James Bond war gut versichert.

Für diese Szenen haben Sie sich Spezialeiskier bauen lassen. Ich musste ja auch rückwärtsfahren. Deshalb brauchte ich Skier mit an beiden Seiten hochgebogenen Enden. Ich habe also zwei normale Paare auseinander schneiden und an der Bindung wieder zusammenleimen lassen.

Stimmt die Anekdote, dass Ihre Frau vor Schreck in Ohnmacht fiel, als sie Sie beim Dreh im Eiskanal beobachtete?

Nein, Ohnmacht stimmt nicht – sie war eher entsetzt. Da ging es um die Szenen in „In tödlicher Mission“. Vor mir der Viererbob, dahinter ich, und hinter mir jagten diese Motorräder her – mit wirklich furchterregend langen Spikes in den Reifen. Das war schon eine bisschen komplizierte Nummer. Weil der Bob schneller war als ich, musste ich mich mit einem dünnen Stahlseil an den Bob hängen, um dessen Geschwindigkeit zu behalten. Meine Frau sagte nur: „Du bist ja völlig verrückt.“

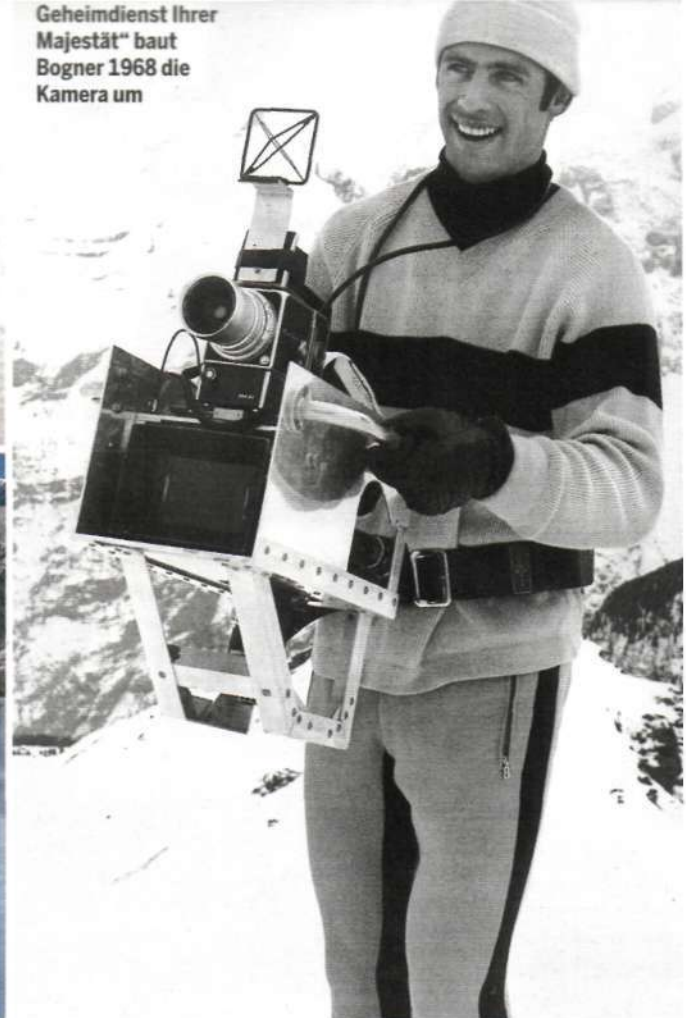
Geheimdienst Ihrer Majestät“ baut Bogner 1968 die Kamera um



Dicht dran: Willy Bogner verfolgt 1976 ein Bond-Double beim Dreh zu „Der Spion, der mich liebte“



Bahn frei: Willy Bogner filmt für „In tödlicher Mission“ einen Stuntman im Eiskanal



Wie viele blaue Flecken hat Ihnen die Arbeit für Bond eingebracht?

Schon ein paar, aber ich habe mich nie ernsthaft verletzt.

Glück oder Können?

Wohl eine Mischung aus beidem.

Nicht alle Stuntmen hatten so viel Glück.

Nein. Ein Bobfahrer kam in Cortina beim Dreh zu „In tödlicher Mission“ ums Leben.

Was war passiert?

Der Bob sollte an einer zuvor deutlich sichtbar markierten Stelle aus der Kurve fliegen. Dem Stuntman aber unterlief ein Konzentrationsfehler: Er crashte viel zu früh, bestimmt 15 oder 20 Meter vor der präparierten Kurve. Die war gut abgesichert. Aber weiter vorne eben nicht. Der Bob krachte gegen einen Baum.

Machen Sie sich deswegen heute noch Vorwürfe?

Nein, es war ein tragischer Unfall. Das hat auch ein Gericht festgestellt. Unser Team traf keine Schuld.

Waren Sie auch mal vor der Kamera als 007-Double im Einsatz?

Nein, ich habe die Szenen konzipiert und gedreht. Vor der Kamera agierten erfahrene Rennläufer. Wir hatten ein hoch professionelles Team, mit dem ich auch Dinge verwirklichen konnte, die es so noch nie gab. So konnte ich den Zuschauern durch die Kamera das Gefühl geben, sie selbst führen mit.

Zum Beispiel?

Mitte der 70er Jahre kamen Trick-Ski und Freestyle auf. Ich konnte den besten Läufern spezielle Stunts auf den Leib schreiben: rückwärts von einer Schanze zu springen und nach einem Salto vorwärts zu landen. Das klappte perfekt, im Gegensatz zu einer anderen Szene.

Erzählen Sie!

Für „In tödlicher Mission“ wollte ich unbedingt eine Einstellung mit einem Snowboard haben, weil die damals in Mode kamen. Mein Plan: Bond fährt Snowboard, hinter ihm mehrere Verfolger auf Skiern. Sie kommen an einen kleinen Teich. Bond surft mit dem Board elegant über das Gewässer, seine Verfolger gehen auf Skiern natürlich baden.

Und was passierte?

Die Szene lief super. Die Skifahrer zappelten im Wasser, ich rief „Cut!“, alles war im Kasten, aber einer von ihnen zappelte weiter. Er konnte nicht schwimmen. Das hatte der Mann, ein Schweizer Skilehrer, einfach verschwiegen. Er wusste wohl, dass auch Taucher am Set waren, die ihn rausholen konnten.

Haben Sie einen Lieblingsdarsteller?

Sean Connery ist für mich noch immer der klassische Bond. Aber ich mag auch Roger Moore sehr. Wir sind seit den Dreharbeiten befreundet. Er hat einen wunderbaren britischen Humor, den ich in den aktuellen Bond-Filmen vermisste. Ich habe Roger zum Skifahren gebracht. Bei unserem ersten gemeinsamen Film „Der Spion, der mich liebte“ konnte er noch nichts, acht Jahre später mussten wir ihn bei einfacheren Szenen schon nicht mehr dubbeln. Inzwischen hat er viel Spaß am Wintersport.

Sie sind inzwischen 70 Jahre alt. Wie viele Kurven der berühmten Bobbahn würden Sie heute noch schaffen?

Och, die wären alle kein Problem. Ich habe glücklicherweise einen Sport gewählt, den man auch im fortgeschrittenen Alter noch gut ausüben kann. Das kann ein Hammerwerfer nicht.

Um was beneiden Sie 007?

Ich würde um nichts in der Welt mit ihm tauschen wollen. Außerdem vertrage ich keinen Wodka-Martini. ✦

LEBENSHILFE MIT JAMES BOND. FOLGE 15: WELLNESS

„Nerz – das beruhigt die Hormone“

(„Feuerball“)

Gut sortiert:
Stephen Dorril im
Archiv seines
Hauses in Yorkshire.
Der Journalist,
Autor und Univer-
sitätsdozent
gilt als einer der
führenden
Geheimdienst-
experten in
England

„Der MI6 steht über dem britischen Gesetz“

Er kennt den Geheimdienst Ihrer Majestät fast so gut, als hätte er ihm selbst angehört. Der Autor Stephen Dorril über Vorbilder für Ian Flemings Superagenten – und die eher triste Wirklichkeit einer Behörde

Mr Dorril, wie weit ist denn nun die Figur James Bond von der Wirklichkeit entfernt?

Nicht so weit, wie man vielleicht denkt. Natürlich hat er wenig zu tun mit dem Alltag eines MI6-Offiziers; der würde eher wie George Smiley in den Büchern von John le Carré am Schreibtisch sitzen und Informationen sammeln. Andererseits basiert fast alles in den Bond-Romanen auf realen Geschehnissen, auf Personen und Operationen aus der Wirklichkeit. Das meiste passierte im Zweiten Weltkrieg – da flogen Agenten pistolenschwingend auf dem Festland ein und halfen dem Widerstand. Tatsächlich gibt es ziemlich wenig Fiktion in Flemings Büchern, es ist eher so etwas wie Faktion.

Gab es ein reales Vorbild für ihn?

Ich glaube, am Ende war es Fleming selbst. Bond war der Kerl, der Fleming gern gewesen wäre. Nach dem Krieg gab es einen Agenten wie Bond nicht mehr. Offiziere des britischen Auslandsgeheimdienstes MI6 haben sich vielleicht in das Büro eines Botschafters eingeschlichen, um den Papierkorb zu durchwühlen. Glamouröser wurde es aber nicht.

Hatten britische Agenten je eine „Lizenz zum Töten“?

Der MI6 hat tatsächlich versucht, Menschen umzubringen, allerdings selten erfolgreich. Die Erlaubnis zum Töten stammte aus dem Zweiten Weltkrieg. Damals gab es eine Sabotage-Einheit in Europa, die Special Operations Executive oder SOE. Sie war zum Beispiel am Bau der Bombe beteiligt, die Reinhard Heydrich umbrachte, den Nazi-Reichsprotektor in Böhmen. Nach dem Krieg kamen diese Agenten dann zum MI6.

Hat der MI6 dann später weitergemordet?

Der Geheimdienst begann Ende der 40er Jahre, zum Beispiel in der Ukraine oder in Vertriebenenlagern, Menschen zu rekrutieren, die für sie töteten. Britische Offiziere machten sich die Hände nicht selbst schmutzig. Ich habe mit MI6-Offizieren gesprochen, die mir vom Mord an einem iranischen General im Jahr 1952 erzählten. Und in Ägypten haben sie in zehn verschiedenen Operationen versucht, Präsident Gamal Nasser umzubringen. Sie präparierten unter anderem einen Rasierapparat mit Sprengmitteln oder versuchten, eine Pralinschachtel zu präparieren. Aber sie fanden einfach keine Schokolade, die nicht von dem Gift aufgelöst wurde, das sie benutzen wollten. Keine einzige dieser Ideen hat funktioniert.

Gab es denn tatsächlich einen Q?

Von diesen Bastlern gab es sogar mehrere. Einer erfand zum Beispiel die winzigen Landkarten, die in Golfbällen zu Kriegsgefangenen in Deutschland geschmuggelt wurden. Andere bastelten eine Waffe, mit denen Menschen still und leise umgebracht werden konnten – der „Welrod“, eine schallgedämpfte Pistole, war noch in den 50er Jahren in Gebrauch.

Wer verantwortete die Politik des Tötens?

Sie wurde von einer Gruppe sehr weit rechts stehender Offiziere vorangetrieben, Kriegsveteranen, die innerhalb des Dienstes als „Barons“ bekannt waren. Sie hatten große Macht, waren antisemitisch, sehr antiamerikanisch und wollten sich mit Franzosen und Deutschen zusammentun, um die Bolschewiken zu bekämpfen. Sie wurden Anfang der 60er Jahre entmachtet, als der pragmatische Dick White MI6-Chef wurde. Der beendete das Morden jedoch nicht aus moralischen Gründen. Er hatte Angst, dass solche Missionen aufliegen und den Ruf des Königreichs beschädigen könnten.

Offiziell gab es MI6 lange gar nicht, seine Existenz wurde erst 1988 von der britischen Regierung bestätigt. Bis heute sind keine Akten aus den Nachkriegsjahren veröffentlicht worden. Warum tut der Geheimdienst so geheimnisvoll?

Es stärkt den Mythos, den der MI6 um sich erschaffen hat, vom weltbesten Super-Geheimdienst. MI6 war Autoren auch gern behilflich beim Schreiben von Polit-Thrillern. Autoren wie John le Carré, Graham Greene oder Ian Fleming waren selbst Geheimagenten gewesen. Das Image des MI6 ist eine sorgfältig geplante Mischung aus PR und Geheimhaltung.

Welcher Agent war der wichtigste MI6-Mann in der Nachkriegsära?

Der beste Agent des 20. Jahrhunderts war ein Verräter: Kim Philby. Bis zu seiner Flucht nach Moskau 1963 hat er an die Russen alles verraten, was dem MI6 wichtig war: Agenten, Operationen, Pläne. Und er ist nie erwischt worden. Der mächtigste MI6-Offizier war George Kennedy Young, der 1960 stellvertretender MI6-Chef wurde. Ein ehemaliger Journalist, der im Krieg in Afrika und Italien gegen die Deutschen spionierte hatte. Er war 1953 der Verantwortliche hinter dem Staatsstreich im Iran, er hatte die Operationen gegen Nasser organisiert.

Galt für die MI6-Leute nicht britisches Gesetz?

Nein, der MI6 steht über dem britischen Gesetz. Minister schwören einen geheimen Eid, wenn sie im Geheimdienst-Gremium sitzen. Das Königreich zu verteidigen ist bei allen Einsätzen wichtiger als das Gesetz.

Wie haben sich MI6-Offiziere über die Jahre verändert?

Mitte der 60er Jahre erlangte das Außenministerium die Kontrolle über den MI6. Die Veteranen gingen, es kamen Universitätsabsolventen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten. Alles wurde normaler – vielleicht auch langweiliger. Bis dahin war der Geheimdienst ein Abbild der Oberklasse gewesen, ein Klub von Männern aus Privatschulen. Diese Gruppe war selbstsicher und arrogant, sie lebte ausschweifend. Solche Charaktere sind gute Spione, das zumindest dachte man damals.

Und Frauenhelden ...

Das glaube ich eher nicht. Aber Sex war wichtig. MI6 führte zum Beispiel in London ein Bordell, um Geschäftsleute und Politiker in die Falle zu locken. Pornografie hat auch geholfen – die gab es in Osteuropa ja nicht und war heiß begehrt. Agenten rekrutiert man selten über Ideologie, sondern über Bestechung. Mir kamen die Offiziere, die ich getroffen habe, nicht besonders charmant vor.

Was hat den MI6 mehr verändert – das Ende des Kalten Krieges oder die Anschläge vom 11. September?

Der Fall der Berliner Mauer hat gar nichts geändert. Für den MI6 blieb Russland der Feind, wie schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Noch in den 90er Jahren war die Gruppe mit der größten Macht innerhalb des Dienstes die der ehemaligen Sowjet-Beauftragten. Nach dem 11. September waren Politiker um Tony Blair sehr schnell bereit, dem MI6 sehr viel Geld zu geben. Aber dann lieferte der Dienst falsche Informationen zu den Massenvernichtungswaffen im Irak – Saddam Hussein sei in der Lage, diese Waffen innerhalb von 45 Minuten abzufeuern, hieß es damals. Heute wird der MI6 angeklagt, sich an Folter und den Renditionsflügen der Amerikaner beteiligt zu haben. Der Dienst hat in unserer Zeit seinen Mythos verloren.

Interview: Cornelia Fuchs

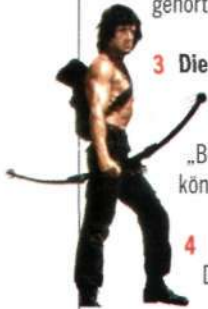
LEBENSHILFE MIT
JAMES BOND. FOLGE 16:
ÜBERLEBEN

„Lieber etwas
misstrauisch als
etwas tot“

(„Der Spion,
der mich liebte“)

1 Nach der Fertigstellung seines ersten Bond-Romans „Casino Royale“ belohnte sich Ian Fleming mit einer eigens für ihn angefertigten goldenen Schreibmaschine, auf der er alle weiteren Bücher schrieb.

2 Der Rolls-Royce, den Patrick Macnee in dem Film „Im Angesicht des Todes“ fuhr, war kein Filmrequisit, sondern gehörte Albert R. Broccoli.



3 Die indische Filmzensur verbot „Im Angesicht des Todes“ ebenso wie Sylvester Stallones „Rambo II“ wegen antirussischer Tendenzen und weil er „Beziehungen zu einem befreundeten Land belasten“ könne. Die Zensur wurde später wieder aufgehoben.

4 Die dressierte Tarantel aus „James Bond – 007 jagt Dr. No“ hieß Belinda. Sie starb 1993.

5 „Octopussy“ war der Name eines Bootes, das Ian Fleming von einer Freundin geschenkt bekommen hatte.

6 Die diversen Hai-Sequenzen in „Feuerball“ betreute der berühmte französische Tiefseeforscher Jacques Cousteau.

7 Roger Moores Tochter Deborah hat in „Stirb an einem anderen Tag“ einen Gastauftritt als Stewardess.

8 Cary Grant war Trauzeuge bei der Hochzeit von Albert R. und Dana Broccoli.

9 Ian Fleming war so hingerissen von Ursula Andress in „Dr. No“, dass er sie in seinem Bond-Roman „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ erwähnte.

10 Der jüngere Bruder von Bond-Regisseur Terence Young war Leibarzt der Queen.



11 Die von Ralph Siegel produzierte Popband Dschinghis Khan nahm 1982 den Song „James Bond“ auf. Das Album dazu hieß „Helden, Schurken & der Dudelmöser“.

12 In einer Schwimmsequenz in „Man lebt nur zweimal“ dubbelte Sean Connerys Frau Diane Cilento das Bond-Girl Mie Hama.

13 George Lazenby hat mehrere schwarze Gürtel in Martial Arts. Einer seiner Lehrmeister war zugleich einer seiner besten Freunde: Bruce Lee.

14 Namensgeber für Kananga, Bösewicht in „Leben und sterben lassen“, war Ross Kananga, Besitzer der Krokodilfarm, auf der einige Szenen des Films gedreht wurden.

15 Beim Dreh zu „Goldfinger“ verschwanden täglich etwa 30 Goldbarren. Crewmitglieder schnappten sich die mit Goldfarbe überzogenen Aluminiumstücke als Souvenir.



16 John F. Kennedys Frau Jacqueline war begeisterte Leserin von Ian Flemings Bond-Romanen und empfahl sie weiter. „Hier ist ein Buch, das Sie lesen sollten, Herr Direktor“, sagte sie etwa zum CIA-Chef Allen Dulles. Der las „Liebesgrüße aus Moskau“ tatsächlich.

17 Sharon Stone sprach 1988 für die Rolle der Pam Bouvier in „Lizenz zum Töten“ vor, die Produzenten entschieden sich aber für Carey Lowell.

18 Die Dreharbeiten von „Die Welt ist nicht genug“ am echten MI6-Hauptquartier sollten aus Sicherheitsgründen verboten werden, doch der damalige Außenminister griff ein: „Nach allem, was Bond für Großbritannien getan hat, ist es das Mindeste, was wir für ihn tun können.“

19 Die Rolex, die Sean Connery in dem Film „James Bond – 007 jagt Dr. No“ trägt, gehörte Produzent Albert R. Broccoli. Er ließ sie seinem Hauptdarsteller, weil kein Geld da war, um eine zu kaufen.

20 Maurice Binder, Schöpfer der legendären Bond-Film-Vorspanne, spielte Heiligabend immer den Weihnachtsmann für die Kinder von Harry Saltzman.

21 Die US-Schauspielerin Faye Dunaway war dreimal für die Hauptrolle in einem Bond-Film vorgesehen – „Feuerball“, „Diamantenfieber“ und „Octopussy“. Und wurde jedes Mal abgelehnt.



Dinge über James Bond,
die Sie bestimmt noch
nicht gewusst haben

22 Sammy Davis Jr. drehte einen Gastauftritt in „Diamantenfieber“, der aber nicht verwendet wurde. Zu sehen im Bonusmaterial der DVD und im Internet.

23 Die japanische Schauspielerin Mie Hama wollte sich 1967 aus dem Fenster des Hotels Dorchester stürzen, als die Produzenten und der Regisseur von „Man lebt nur zweimal“ sich überlegten, sie aufgrund ihrer schlechten Englischkenntnisse wieder nach Hause zu schicken.

24 Alfred Hitchcock lehnte das Angebot ab, einen Bond-Film zu drehen. In „Liebesgrüße aus Moskau“ gibt es eine Sequenz, die an Szenen seines Films „Der unsichtbare Dritte“ erinnert. Darin wird 007 von einem Hubschrauber angegriffen. Bei Hitchcock war es ein Schädlingsbekämpfungsflugzeug.

25 Die beiden Schäferhunde von Produzent Harry Saltzman hießen James und Bond.





26 Bond-Regisseur Terence Young

diente während des Zweiten Weltkriegs in der britischen Fallschirmstaffel und wurde bei der Schlacht von Arnheim verwundet. Die Krankenschwester, die ihn behandelte, war die damals noch unbekannte Audrey Hepburn.

27 Beim Dreh zu „Im Angesicht des Todes“ stieg Grace Jones in einer Bettszene mit einem Dildo zu Roger Moore ins Bett – Retourkutsche für die unzähligen Scherze, die er vorher mit ihr getrieben hatte.

28 Während eines Besuchs der „Feuerball“-Dreharbeiten auf den Bahamas freundete sich Bürgerrechtler Martin Luther King mit Q-Darsteller Desmond Llewelyn an.

29 Der legendäre Posträuber Ronald Biggs sollte in „Moonraker – Streng geheim“ Bonds Chauffeur in Rio spielen. Doch Roger Moore war dagegen: „Ich halte es nicht für einen Gag, jemandem eine Rolle zu geben, nur weil er ein Krimineller ist.“ Sie wurde gestrichen.

30 Lewis Gilbert drehte für „Der Spion, der mich liebte“ zwei verschiedene Endszenen mit dem Beißer. In der einen wurde er umgebracht, in der anderen nicht. Als das Publikum bei einer Testvorführung das Ende mit dem lebenden Beißer beklatschte, zeigte er die alternative Variante gar nicht erst.



31 Johnny Cash komponierte für „Feuerball“ einen Titelsong, der aber nicht benutzt wurde.

32 Das CIA-Hauptquartier in Langley, Virginia, steht auf einem Grundstück, das dem Millionär Joseph Leiter gehörte. Dessen Sohn Thomas war ein Freund von Ian Fleming und wurde zum Namensgeber für den CIA-Agenten Felix Leiter.

33 Christopher Lee wurde auf dem Londoner Flughafen Heathrow angehalten, als er den „goldenen Colt“ mit sich führte. Da sich das Stück als nicht einsatzfähig erwies, wurde er durchgelassen.

34 Nachdem sie Sean Connery als Bond ausgewählt hatten, wollten die Produzenten ihn überreden, seinen Namen zu ändern. Weil sein Name in den USA wie „Seen Canary“ ausgesprochen würde, was übersetzt „Habe einen Kanarienvogel gesehen“ heißt, Connery weigerte sich.

35 Während der Dreharbeiten von „Feuerball“ auf den Bahamas tauchte plötzlich eine Gruppe überwiegend amerikanischer Studenten im Wasser auf und rief Connery zu: „Sprich zu uns. Du bist unser Führer, und wir sind deine Leute.“

36 Für die in „Casino Royale“ schließlich von Giancarlo Giannini gespielte Rolle von Bonds Helfer René Mathis hatte im November 2005 auch Bruno Ganz vorgesprochen. Er musste dann aber wegen zeitlicher Überschneidungen absagen.

37 Vor dem Start von „Leben und sterben lassen“ in Südafrika schnitt der Verleih United Artists die gesamte Sequenz mit dem schwarzen Bond-Girl, gespielt von Gloria Hendry. Begründung: Rücksichtnahme auf die Apartheidpolitik. Und: „Die Kontinuität der Handlung wird durch die herausgenommene Szene nicht gestört.“

38 Der Bond-Roman „Goldfinger“ erschien in Deutschland im Herbst 1964 zunächst als Vorabdruck im *stern*.

39 Für eine kurze Szene in „Octopussy“, in der er in Indien angelnd an einem See sitzt, wurde Desmond „Q“ Llewelyn gedoubelt. Grund: Reisekosten sparen.

„Mein Büro hat ein Auto reserviert“

Pierce Brosnan

40 Bei der Übergabe des Mietwagenvertrags in „Der Morgen stirbt nie“ sagt Pierce Brosnan in der Originalfassung auf Deutsch: „Mein Büro hat ein Auto reserviert.“ Da er kein Deutsch spricht, übte er den Satz mit einem Dialog-Coach.

41 Stuntman Rocky Taylor war der einzige Akteur, der in beiden Bonds des Jahres 1983 mitwirkte: in „Octopussy“ bei einer Actionszene auf einem indischen Markt, in „Sag niemals nie“ im Finale. Hier stürzt er, von einer Kugel getroffen, vom Felsen.

42 Prinzessin Diana zerschmetterte 1986 am Set von „Der Hauch des Todes“ aus Spaß eine präparierte Flasche auf dem Kopf ihres Mannes Prinz Charles. Das Foto ging um die Welt.



43 Aus Furcht vor diplomatischen Verwicklungen ließ die indische Regierung den Originaltitel des Films „From Russia With Love“ („Liebesgrüße aus Moskau“) in „From 007 With Love“ ändern.

44 Roland Emmerich hat Ende der 90er Jahre an einem neuen Bond-Film gearbeitet, in dem Sean Connery als Pierce Brosnans Ausbilder auftreten sollte.

45 Oddjobs Schreie bei seinem Tod in Fort Knox in „Goldfinger“ sind nicht gespielt. Als er an den unter Starkstrom stehenden Gitterstäben klebte, explodierten kleine Sprengkapseln, und er verbrannte sich die Finger.



46 Guy Hamilton wollte für „Diamantenfieber“ in Disneyland eine Verfolgungsjagd drehen, der Micky-Maus-Konzern verweigerte die Erlaubnis.

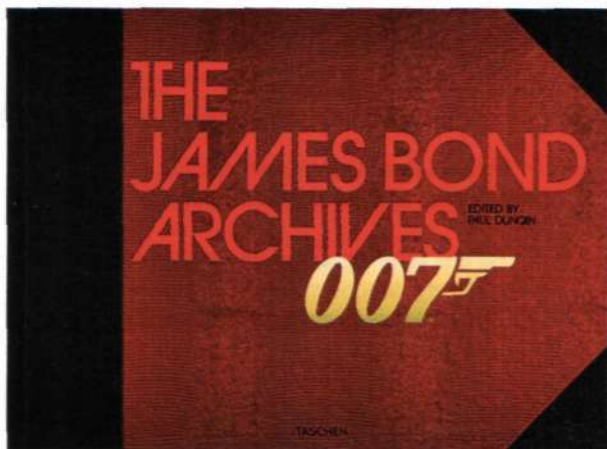
47 Der damals noch unbekannte Steven Spielberg brachte sich 1973 als Regisseur von „Der Mann mit dem goldenen Colt“ ins Gespräch, wurde aber vom Broccoli-Clan abgelehnt. Weil er kein Engländer ist.

48 Ein US-Männermagazin fragte 1973 Roger Moore, ob er nur mit einer Pistole bekleidet posieren würde. Er lehnte ab mit der Begründung: „Ich brauche mindestens eine Maschinenpistole, um das Notwendigste zu bedecken.“

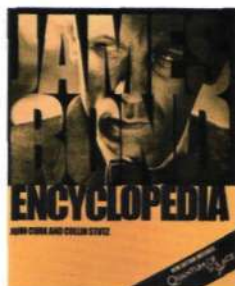
49 Kondome mit dem Aufdruck „007“ wird es nicht geben. Entsprechende Anfragen haben die Lizenzgeber abgelehnt.

50 Von dem gelben Citroën 2CV (Ente), den Roger Moore bei einer Verfolgungsjagd in „In tödlicher Mission“ benutzt, legte der Autohersteller eine Sonderserie auf – mit Einschusslöchern, die an der Seite und auf die Motorhaube lackiert wurden.





007 XXL:
„The James Bond Archives“ von Taschen. Die erste Auflage enthält einen Originalfilmstreifen von „Dr. No“



Die „James Bond Encyclopedia“ enthält ein Kapitel über Bond-Girls. Die werden auch in „Die James Bond Girls“ ansehnlich gewürdigt

LEBENSILF MIT JAMES BOND. FOLGE 17: REZEPT WODKA-MARTINI

1 cl Kina Lillet
oder trockener Wermut
6 cl Gordon's Gin
2 cl Wodka
(möglichst aus Getreide)
Eis

Schütteln, nicht rühren!
In ein gekühltes
Martini-Glas geben.
Mit einer dünnen Limetten-
schale servieren

Paul Duncan:

The James Bond Archives

Ein üppiger Marsch durch 50 Jahre Bond mit mehr als 1000 Fotos aus dem Eon-Archiv, viele davon unveröffentlicht. Ein großartiger Brocken aus der Taschen-Archives-Reihe. Ziemlich teuer, aber wirklich jeden Cent wert. (Taschen, 150 Euro)

Kingsley Amis:

Geheimakte 007 James Bond

Der Freund von Ian Fleming schrieb 1965 eine Analyse über 007. So gut, dass er 1968 die Roman-Serie fortsetzen durfte. Ein Klassiker. (Ullstein, antiquarisch)

John Cork, Collin Stutz:

James Bond Encyclopedia

Alle Filme, Figuren und Gadgets, hübsch, detailliert und kenntnisreich nach Alphabet gegliedert. Was man wissen muss, steht hier drin. (Dorling Kindersley, 33,99 Euro)

Terry O'Neill:

All About Bond

Topfotograf Terry O'Neill war früher mit seiner Kamera auch an Bond-Sets unterwegs. Das Beste aus seinem Archiv versammelt er in diesem schönen Stück. (Evans Mitchell Books, 32,50 Euro)

Dennis Gassner:

James Bond. 50 Jahre Filmplakate

Alles so schön bunt hier: Skizzen, Entwürfe und Plakate aus aller Welt. Ein Stöberbuch mit zwei Poster-Kunst drucken gratis obendrauf. (Dorling Kindersley, 29,95 Euro)

Astrid Böger und Marc Föcking

(Hrsg.): **James Bond – Anatomie eines Mythos**

Jetzt wird's akademisch, die Arbeit lohnt sich aber. 007, wissenschaftlich zerpfückt in allen Facetten. Danach ist man definitiv schlauer. (Universitätsverlag Winter, 35 Euro)

John Griswold:

Ian Fleming's James Bond

Haarfeine Analyse der Bond-Romane: vom Golfspiel in „Goldfinger“ bis zum Ursprung von Scaramangas Namen. Für Detail-Fans. (Author-House, 40,49 Euro)

Robert Sellers:

The Battle for Bond

Aufdröselung des langen Rechtsstreits zwischen Ian Fleming und Kevin McClory um die Urheberschaft von „Thunderball“. (Tomahawk Press, 13,99 Euro)

Oreste del Buono, Umberto Eco

(Hrsg.):

Der Fall James Bond 007 – ein Phänomen unserer Zeit

Noch ein Klassiker: Der bekennende Bondologe Eco beschrieb 1966 mit seinem Kollegen del Buono das Erfolgsgeheimnis von 007. (DTV, antiquarisch)

Maryam d'Abo, John Cork:

Bond Girls Are Forever

Ex-Bond-Girl und Bond-Experte taten sich 2003 zusammen, um den „female factor“ in der Filmreihe zu beleuchten. Hübsche Bilder gibt's auch, sicher. (Boxtree Ltd., antiquarisch)

Andrew Lycett:

Ian Fleming

Inwieweit James Bond die Projektion eigener Erlebnisse und Fantasien ist, erhellt die Biografie über seinen literarischen Vater. (Orion Books, 19,69 Euro)

Jon Burlingame:

The Music of James Bond

Wie das Bond-Theme entstand, Frank Sinatra fast „Moonraker“ gesungen hätte und Eric Claptons Song nicht genommen wurde – klingt hier alles an. (Oxford University Press, 29,99 Euro)

Frederic Brun:

Die James Bond Girls

Noch mal Damenwahl, alle Ladys nach gut und böse geordnet – augenfreundlich dargeboten. (Edel, 29,95 Euro)

Impressum

stern-EDITION ist ein Sonderheft des stern

Verlag: Gruner+Jahr AG & Co KG,

Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Chefredakteure: Thomas Osterkorn

(verantwortlich) und Andreas Petzold

Stellvertretender Chefredakteur:

Dr. Dominik Wichmann

Artdirector: Johannes Erler

Textchefs: Arne Daniels, Sabine Kartte,

Thomas Schumann

Chefs vom Dienst: stern-CvDs

Redaktion: Ulla Hockerts und Bernd

Teichmann (Ltg.); Cornelia Fuchs, Harald

Kaiser, Claus Lutterbeck, Peter Meroth, Ulrike

Posche, Andrea Ritter, Matthias Schmidt,

Tobias Schmitz, Jochen Siemens, Dirk

van Versendaal; Mitarbeit: Götz Alsmann,

David Pfeifer, Georg Seeßlen

Fachliche Beratung:

Dr. Siegfried Tesche

Foto-Direktion: Andreas Trampe

Bildredaktion: Bernd Dinkel, Karolin

Seinsche, Angelika Hala und Sue Lapsien

(New York), Dagmar Seeland (London)

Grafik: Andreas Fischer (verantwortlich),

Annett Burmeister

Schlussgrafik: Christiane Kröger-Stark

(Ltg.), Carolin Kunz (stv.); Silvia Engelhardt,

Birgit Ludwig, Hanno Meier, Mirko Schädel

Infografik: Andrew Timmins (Ltg.); Daniela

Duckhorn, Tina Nispel-Lonski, Petri Salmén

Titel: Michel Lengenfelder

Bildtechnik: Julia Bahre, Karin Hansen,

Anna Prochnow

Dokumentation/Lektorat:

Dr. Jochen Murken, Ursula Hien (Ltg.);

Susanne Elsner, Hildegard Frilling,

Günther Garde, Sven Hinrichsen, Michael

Lehmann-Morgenthal, Matthias Reisner,

Christian Schwan, Andrea Wolf

Verlagsgeschäftsführung:

Thomas Lindner

Verlagsleitung: Dr. Frank Stahmer,

Simon Kretschmer (stv.)

Anzeigen: Lars Niemann (verantwortlich)

Herstellung: Thomas Koch,

Monika Heilmann-Werner

Druck: Prinovis Ltd. & Co. KG

Betrieb Itzehoe

Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb

Einzelheftbestellung:

stern-EDITION 2/2012,

„50 Jahre James Bond“,

Bestellnr. 70183734;

per Post: stern-Versandservice,

20080 Hamburg,

per Telefon: 01805/861 80 00*,

Fax 01805/861 80 02

(*14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max.

42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz);

per Mail: Heft-Service@guj.de,

Preis pro Heft: 7,50 Euro

zuzüglich Versandkosten